

Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 28. September 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 52.

Im Schatten erblüht.

Von Germanis.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11. IV. 70.

Und sonderbar ist es, wie verlegen er jetzt ist, sobald Evelyn uns verlassen hat. Es ist immer, als wolle er mir etwas sagen und könne nicht die Worte finden. Ich denke, er will mich zur Vertraulichkeit seines Geheimnisses machen und mich bitten, ihn bei Evelyn zu unterstützen, aber ich schreie vor dieser Erklärung zurück wie ein Feigling und suche dieselbe zu verhindern. Es ist mehr, als ich ertragen kann, von ihm selbst zu hören, daß er eine andere liebt, er, der der einzige Traum meines Lebens ist, der alles verkörpert, was ich an Glück und Seligkeit begehre. Und so weit ist meine Leidenschaft schon gediehen, daß ich in steter Furcht lebe, er könne in meinem Gesicht lesen, wie es um mich steht. Mit eiserner Willenskraft bezwinde ich mein ganzes Wesen, aber ich gehe dabei zu Grunde, und wenn Evelyn uns auch verlassen hat, sie, die wie eine Mittlerin zwischen uns stand, dann weiß ich nicht, wie ich noch Tage und Wochen die Qual dieses gebotenen Zusammenlebens ertragen soll, seine Gegenwart, die für mich ist wie ein süßes berauschendes Gift.

Jugend und Weiblichkeit, die bisher keine Bedeutung hatten für mich, sie rächen sich für lange Unterdrückung, und die erste Jüngerin der Wissenschaft ist nichts als ein armes verzagtes Weib, das alles dahingeben möchte für seine Liebe.

Den 1. Dezember.

„Sie sehen krank und elend aus,“ sagte Nikolai heute zu mir, als wir vom Mittagstisch aufgestanden waren und auf Evelyn warteten, während Frau Brigitte auf ihrem Stuhle eingenickt war. „Sie sehen krank und elend aus, und bei Tisch haben Sie keinen Bissen gegessen. Fühlen Sie sich krank, soll ich nach dem Arzt schicken?“ und er faßte meine Hand in herzlicher aufrichtiger Theilnahme.

Aber diese Berührung genügte, um mich heiß erröthen zu lassen, und indem ich meine Hand hastig wieder fortzog, sagte ich, es sei nur ein schlimmeres Kopfweh, das mich plage, und ein wenig Ruhe werde mich wieder herstellen.

XIV. Jahrgang. 52. f.

Einen Augenblick schien er gekränkt durch meine Art und Weise, aber es war nur vorübergehend, dann sagte er in einem Tone, der mich erbeben ließ in Seligkeit:

„Dorina, wollen Sie mir nicht sagen, was Ihnen fehlt? Habe ich denn alles Anrecht verschert auf Ihr Vertrauen? Glauben Sie denn, ich sei blind, und sehe nicht, wie Sie leiden, nicht nur heute, sondern lange schon?“

Ich zwang mich zu einem Lächeln, aber in meinem Herzen dachte ich, wie schön es wäre, wenn ich, der so unnütz ist auf dieser Welt, jetzt krank werden und sterben möchte. Habe ich doch nur den Schatten gekannt mein Leben lang, warum sollte mich nicht auch der Schatten des Todes umfassen und ich eingehen zur ewigen Ruhe? Ist es nicht besser begraben zu sein, als allein fortleben zu müssen mit einem wunden Herzen? Wie viel besser in Nacht getaucht zu sein, als im Dunkel zu leben, nachdem man die Sonne gesehen!

Alle diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, aber ich sprach sie nicht aus; ich sagte nur ruhig:

„Vielleicht werde ich krank. Nach der Ueberanstrengung der letzten Jahre und der Nervenanspannung während des langen Alleinseins in dem Hause des Todten, wo nichts mich abzog von den eigenen trüben Gedanken, wäre dies kein Wunder. Freilich, ich hätte jetzt, wo ich Ruhe habe und doch Abwechslung und Zerstreuung, mich längst erholt haben können, in dessen soll es häufig vorkommen, daß erst in einem solchen Moment die Reaktion eintritt.“

Ein Ausdruck unsäglichlicher Angst kam in sein Gesicht, ein Ausdruck, der wenig gemein hatte mit der freundlichen Besorgniß um eine entfernte Verwandte, der meinem Herzen wohlthat, wie kein tröstendes Wort es vermocht hätte, und es war mir nicht möglich, wie sonst die Augen abzuwenden von seinen Zügen.

„Dorina,“ sagte er mit zitternden Lippen, „Dorina, Sie dürfen jetzt nicht —“

Aber mehr konnte ich nicht verstehen. Es fauste in meinen Ohren, ein Gefühl unäglichlicher Schwäche überkam mich, und ohnmächtig sank ich nieder.

Den 3. Dezember.

Als ich gestern erwachte, war ich in meinem Zimmer, und nur Frau Brigitte bei mir. „Ich habe sie alle fortgeschickt, Kindchen,“ sagte sie, und ich war es zufrieden, denn ich fühlte mich sehr matt und mein Kopf schmerzte. Am Abend kam Frau Tübner, um nach mir zu sehen, und es rührte mich dieses tief, da die alte Dame sonst nie ihre Wohnung verläßt.

Heute geht es mir schon etwas besser, und Evchen saß ein Stündchen bei mir; aber mir ist doch ganz sonderbar zu Muthe, und meine Gedanken verwirren sich auf eigenthümliche Weise.

Ich glaube, es ist besser, ich lege die Feder nieder und thue gar nichts, vielleicht geht dieser unbehagliche Zustand schneller vorüber.

* * *

Den 18. Januar.

Es ist heute das erste Mal, daß man mir gestattet, dieses Buch zur Hand zu nehmen, und Evchen, die neben mir sitzt, hält strenge Wacht, daß ich von der Erlaubniß keinen zu ausgedehnten Gebrauch mache. Ja, wunderbar genug; Evchen, die vor fünf Wochen schon abreisen sollte, ist noch immer hier und läßt es sich nicht nehmen, mich zu pflegen, obgleich ich einer so strengen Pflege gar nicht mehr bedarf.

Ich kann jetzt schon wieder selbst für mich sorgen. Aber viele Wochen lang war ich krank und schwebte am Rande des Grabes, ohne etwas davon zu wissen. Ein Nervenfieber war damals plötzlich in voller Macht zum Ausbruch gekommen, und die wildesten Fieberphantasien wurden von einem Zustande vollständiger Apathie gefolgt. Ich bemerkte wohl, daß viele Menschen um mich beschäftigt waren, ich erkannte den Doktor und eine barmherzige Schwester, welche die Nachtwachen hielt, während Frau Brigitte und Evchen sich bei der übrigen Pflege abließen; aber es war, als wären dies nur Schattenbilder, die mich durchaus nichts angingen. Mein Geist war so müde, daß es mir absolut unmöglich war, über irgend etwas nachzudenken, erst nach und nach kehrten meine Kräfte so weit zurück, daß ich zusammenhängend sprechen konnte, aber noch lange, nachdem die eigentliche Gefahr vorüber war, lag ich stundenlang mit offenen Augen da, ohne sichtbares Zeichen, daß ich meine Umgebung wahrnehme.

Mit der zunehmenden Genesung kehrte aber auch die Erinnerung zurück, und es wurde mir klar, mit welcher Sorgfalt und Liebe man mich umgeben hatte. Ja, diese Nahrung bemächtigte sich meiner, als ich hörte, in welche Betrübniß meine Umgebung durch diese eraste Krankheit gestürzt worden war, und wie alle darin gewetteifert hatten, mir Wartung und Pflege angeheben zu lassen.

Evchen, das liebe kleine Ding, hat so flehentlich um Verlängerung des Urlaubs gebeten, um mich nicht verlassen zu dürfen, daß er ihr gewährt wurde, und sogar den heiligen Christabend hat sie in meinem Krankenzimmer zugebracht. Frau Tübner ist täglich herüber gekommen, und die gute Brigitte war unermüdetlich in Herbeischaffung all der tausend Dinge, welche bei einer solchen Pflege benötigt werden. Der alte Hausarzt aber, der sich noch einen anderen zu Hilfe geholt und mich dem Leben erhalten hat, er lächelt immer ganz vergnügt, wenn er seinen Besuch macht, und versichert mir, es hätte mir gar nichts Besseres passieren können, als einmal so recht gründlich krank zu werden, bei einer guten Natur sei das ein wahrer Segen.

„Denken Sie an mich,“ sagte er neulich, „Sie werden jetzt erst zum frischen vollen Leben erblühen.“ Und als ich ihm mein hohes Alter als unübersteigbares Hinderniß entgegenhielt, da lachte er mich aus und meinte, bei mir könne man nicht mit dem Kalender rechnen; denn Pflanzen, die Sonnenschein brauchen und stets doch im Schatten stehen, die bleiben immer zurück in der Entwicklung.

Den 21. Januar.

So weit war ich neulich gekommen, da nahm mir Evchen die Feder aus der Hand und meinte, es sei genug für einmal. Heute aber darf ich fortfahren.

Welch ein herrliches Gefühl ist doch die Genesung! Ich fühlte mich so frei und leicht, als wäre ich erlöst aus schweren Banden, und wie schon erscheint mir das Leben! Es ist, als ob ich jetzt eine höhere Fähigkeit besäße, alles zu genießen, als wäre eine Binde von meinen Augen genommen und ich schaute nun mitten in den blauen Himmel hinein. Und doch erinnere ich mich der bitteren Kämpfe und Schmerzen, die sich die letzten Tage vor meiner Erkrankung zu unerträglicher Qual gesteigert hatten, aber der Stachel ist ihnen jetzt genommen, sie sind aufgelöst in sanfte Wehmuth. Eine erquickende Ruhe ist auf den Sturm gefolgt, aber mein Herz hat nicht aufgehört zu schlagen, und hat seine Liebe bewahrt als sein höchstes Kleinod. Und Nikolai?

Nun, auch er ist noch hier, und daß dem so ist, daran erinnere mich die duftigen Blüten, die mein Zimmer schmücken, und die er mir jetzt täglich sendet mit einem Morgengruß.

Draußen deckt weißer glitzernder Schnee alles zu, und leise und langsam schweben die weißen Flocken an meinem Fenster vorüber. Innen aber ist es Frühling, mein Zimmer, das ich endlich mit der Krankenstube vertauschen durfte, gleicht einem Garten, und Krokus und Lozeten, Alpenveilchen und Erica grüßen mich, wohin ich blicke.

Und neben mir, sorgsam gepreßt zwischen den Blättern dieses Buches, liegt der kleine Veilchenstrauch, den er mir zuerst geschenkt. Sein zarter Duft erinnert mich an unsere letzte Begegnung, und an die Erde.

Er flüstert von allerhand Dingen, die ich doch nicht recht glauben kann, und zaubert mir Nikolais Bild vor die Seele. Aber nicht mehr trostlos und traurig bin ich, wenn ich sein gedente, ich weiß nur, daß ich ihn bald wiedersehen darf, und ich will glücklich sein in der Erwartung dieses Augenblickes, ohne mich mit trüben Vorstellungen zu quälen.

Den 23. Januar.

Evchen ist ein Engel! Nie ermüdet sie, nie läßt sie nach in der Erfüllung ihrer selbstgeschaffenen Pflichten. Sie ist so recht dazu geschaffen, mich wieder gesund zu machen. Ihr heiteres frisches Wesen, das nie lästig wird und immer Anregung und Zerstreuung bringt, hat eine überaus wohlthätige Wirkung, und es ist schon eine Erfrischung, in ihr liebes heiteres Gesichtchen zu sehen. In den ersten Tagen des Februar kommt Frau Harlemmer, um sie nun endlich abzuholen, und Evchens willen freue ich mich dessen; denn ich fürchte, die angestrengte Pflege und das stete Bemühen, ihre Zeit zwischen mir und den Großeltern zu theilen, hat sie etwas angegriffen. Sie will das allerdings nicht zugeben, aber ich schide sie jetzt jeden Tag in die Luft; unter Frau Brigittens Obhut muß sie lange Spaziergänge machen, und ich sehe es mit Vergnügen, wenn sie dann mit gerötheten Wangen und bligenden Augen wieder heimkehrt.

Es ist dies die einzige Zeit am Tage, wo ich allein bin, aber wenn ich auch meistens noch auf dem Sopha liege oder im Schaukelstuhl am Fenster sitze, so darf ich doch im Zimmer umhergehen, und bin nicht mehr so hilflos wie bisher. Wenn ich allein bin, denke ich an Nikolai, und wundere mich, daß er noch nicht kommt. Evchen hat mir erzählt, daß er sehr fleißig an einem Bilde malt, aber sie will durchaus nicht verrathen, was es ist.

Im übrigen ist auch sie wenig mit ihm zusammen und erträgt diese Trennung mit ziemlichem Gleichmuth. Sie scheint mich wirklich sehr lieb zu haben, und ich war schlecht genug, einmal eifersüchtig auf sie zu sein. Das liebe kleine Ding, ich habe es nicht um sie verdient und eingesehen, wie unrecht ich that, als ich mich einsam und verlassen fühlte trotz ihrer Freundschaft.

Den 24. Januar.

Auf meinem Frühstückstisch lag heute morgen wieder ein Blumenstrauch. Wie groß war aber meine Freude, als ich

zwischen den Blättern ein Zettelchen entdeckte, auf dem die Worte standen:

„Darf ich heute zwischen ein und zwei Uhr zu Ihnen kommen, um mich selbst von Ihrem Befinden zu überzeugen?“

Es war dies gerade die Zeit, wo ich gewöhnlich allein war, aber ich konnte keine anderen Bedingungen stellen, denn ich fürchtete, es könnte sonst am Ende gar nichts aus seinem Besuche werden, und mein Herz bebte vor Freude, als ich dachte, daß ich ihn nun endlich, endlich einmal wiedersehen sollte. So ließ ich denn den Zeitpunkt unerörtert, und bat Frau Brigitte nur, ihm zu sagen, daß ich ganz wohl wäre und mich freuen würde, ihn empfangen zu können.

Aber als ich dann wirklich allein war, da machte ich mir Vorwürfe, auf seinen Vorschlag eingegangen zu sein, und die Erwartung ließ mich kaum zu Athem kommen. Ich hätte wirklich gedacht, daß ich vernünftiger wäre, aber diese Aufregung war wohl noch eine Folge der Krankheit.

So lag ich denn ganz still auf meiner Chaiselongue, wohin Evchen mich sorgsam gebettet, und wagte nicht, mich zu rühren, in Wahrheit aber lauschte ich auf seinen Schritt, und erschraf ein wenig, als es plötzlich leise an die Thür klopfte.

Im nächsten Augenblicke stand er vor mir und beugte sich tief herab, um meine Hände zu küssen.

„O, Dorina,“ sagte er, „endlich, endlich ist diese schreckliche Zeit vorüber, endlich sind Sie wieder Ihren Freunden zurückgegeben —“ und er blickte mich an, prüfend und verlangend, gleichsam als wollte er sich vergewissern, daß ich wirklich am Leben sei, daß ich selbst es war, die ihn willkommen hieß. Ich aber erschraf vor der Veränderung, die mit dem blühend schönen Manne vorgegangen war.

So blaß und elend, so verfallen und hohläugig sah er aus, daß man hätte meinen sollen, er wäre es, der eben vom Tode erstanden, und eine namenlose Angst erfaßte mich, daß er nun auch könne krank werden.

„Ja, Gott sei Dank, ich bin wieder hergestellt,“ sagte ich lächelnd, „aber Sie, Nikolai, Sie gefallen mir nicht. Sie sehen matt und müde aus, und haben wohl Ihre Kräfte überangestrengt durch gar zu vieles Arbeiten. Sie müssen das nicht thun, denn an einer Krankheit ist es genug im Hause.“

„Finden Sie, daß ich schlecht aussehe?“ erwiderte er. „Nun, es ist wohl möglich, obgleich ich es bisher nicht bemerkte; aber es waren schwere Wochen, die ich hier durchschleift habe, und sie mögen wohl ihre Spuren zurückgelassen haben.“

„Hat man Sie schlecht verlorst während meiner Krankheit, haben Sie viel Langeweile gehabt nun, da Ihnen auch Evchens Gesellschaft entzogen war?“ fragte ich.

„Nein, das war es nicht,“ meinte er seufzend, und dann, mir tief in die Augen schauend:

„Glauben Sie denn, Dorina, daß man es leicht trägt, wenn das einzige Wesen, das man liebt, zum Tode krank ist, und jeder Augenblick ihren Verlust bringen kann; glauben Sie, daß man nicht leidet unter der wochenlangen Ungewißheit, welche einen hin und her schwanken läßt zwischen Furcht und Hoffnung? Jede Stunde habe ich erwünscht, die ich fern von Ihnen zubringen mußte, seit acht Tagen habe ich täglich gebeten, Sie sehen zu dürfen, aber immer wurde es mir verweigert, und die Sehnsucht steigerte sich zum Unerträglichen. Da wandte ich mich zur List, und wagte eine direkte Anfrage. O, mein Liebling, mein Liebling, ich mußte Dich ja sehen, ich kann ja nicht mehr leben ohne Dich, und ich bitte Dich, sei barmherzig, einmal, nur ein einziges Mal, lege Deine weiße Hand auf meine brennende Stirn, damit ich weiß, daß Du wirklich es bist, und alles Leid vergeße, als wäre es ein böser Traum gewesen.“

Aber ich that nichts dergleichen. Als er sich niederbeugte zu mir, da schlang ich meine Arme um seinen Hals und zog ihn zu mir herab, sanft aber unwiderstehlich, und er kniete nieder an meiner Seite und bedeckte mein Gesicht mit heißen Küffen.

„Ach, Nikolai,“ flüsterte ich endlich, „hast Du mich denn wirklich so lieb? Ist es nicht blos Mitleid, das Dich zu mir führt? Sieh, ich glaube immer, Evchen habe Dein Herz ge-

wonnen, und für mich, das arme unschöne Wesen, sei nichts übrig als ein klein wenig Freundschaft.“

Aber er geberdete sich gar nicht mehr wie ein Freund, sondern wie ein recht unvernünftiger Liebhaber, und schwatzte so tolle Dinge, daß ich mich schäme, sie hier zu wiederholen. Erst als ihm einfiel, daß ich ja Konvalescentin sei und geschont werden müsse, wurde er ruhiger, holte einen Stuhl herbei und setzte sich neben mich. Meine Hand aber behielt er in der seinen, und seine Mittheilungen wurden immer wieder durch allzu ausgedehnte Liebesbeweise unterbrochen. Nach und nach erfuhr ich aber doch, wie die Sache zusammenhing.

Er behauptet, mich geliebt zu haben vom ersten Augenblicke. Aber wie ich eifersüchtig war auf Evchen, so hegte er einen Groll gegen meine Bücher und Studien und gestand mir, daß er bisher immer einen großen Abscheu vor gelehrten Frauen empfunden. Meine Ruhe und Kälte hat er für Gleichgültigkeit und Abneigung gehalten und geglaubt, ich wäre hocheben über jede Schwäche des Herzens. Das kleine Mädchen, wie er Evchen immer nennt, hatte sich durch ihre Liebe zu mir sofort seine Sympathien erworben, sei sein guter Kamerad und später die Vertraute seines Kummers geworden. Aber als ich ihm sagte, daß ich fest an ihre gegenseitige Liebe geglaubt und nur deshalb mich zurückgezogen habe, da meinte er, diesen Irrthum nicht begreifen zu können.

„Welch eine Idee,“ sagte er, „ich alter Mensch und dieses Kind von siebzehn Jahren! Ebenso gut hätte ich auf den Gedanken kommen können, um Dame Brigitte zu freien. Aber Scherz bei Seite; auch Evchen hat nie an dergleichen gedacht, sie wäre sonst nicht so offen und unbefangene, so kindlich heiter und übermüthig gewesen. Auch ist sie es gewesen, die mir jetzt Muth gemacht hat, mich gegen Dich auszusprechen. Das Geheimniß, das Du so sorgfältig verborgen gehalten, scheint sie errathen zu haben, indem sie Deinen Fieberphantasien lauschte, und mich in letzter Zeit durch ihren Trost aufrecht erhalten. Aber streng und unerbittlich war sie in dem einen Punkt, sie wollte mich nicht zu Dir eilen lassen, ehe Du Dich nicht ganz erholt habest. Es war ein Gewaltstreich, daß ich schon heute hier einbrang, aber ich hoffe, es wird Dir nicht schaden, Dorina!“

Ich versicherte ihm, daß das Glück das beste Heilmittel sei, und wir blieben noch lange im traulichen Besamensein. Als aber Nikolai es endlich an der Zeit fand, für heute Abschied zu nehmen, da öffnete sich die Thür, und herein trat Evchen, mit dem Kater auf ihrem Arm. Sie hatte ihn eine große rothe Schleife umgebunden, und wozu ihn nun, im hellen Uebermuth mir gerade auf die Hüfte. Der Kater schnurrte ganz vergnügt, und Evchen schaute lächelnd von einem zum andern.

„Wir kommen gratuliren, Bobby und ich,“ sagte sie heiter, „und werden tüchtig schelten, daß Ihr beiden bösen Menschen hinter meinem Rücken gegen mein strenges Verbot gehandelt habt. Im übrigen aber bin ich herzlich froh, daß es nun endlich so weit ist. Du lieber Gott, was hat das für Mähe gemacht, Euch zusammen zu bringen!“ Und indem sie Nikolai einen schelmischen Blick zuwarf, flog sie in meine Arme und drückte mich an ihr Herz. — Trotz der spöttischen Reden standen Thränen in ihren Augen, aber es waren Thränen der Rührung und nicht des Schmerzes; und als ich in ihr liebes kindliches Gesichtchen blickte, da gewann auch ich die Ueberzeugung, daß ich mich geirrt, als ich glaubte, ihr Herz habe für Nikolai gesprochen.

So gibt es denn nichts, das einen Schatten auf unser Glück, auf dieses Glück werfen könnte, das ich so wenig verdient habe, und das noch mein Theil geworden. Schöner als alle Träume ist die Wirklichkeit, und ich weiß nicht, was ich thun soll, um mich seiner würdig zu machen.

Der vierundzwanzigste Januar war der glücklichste Tag meines Lebens.

Den 28. Januar.

In dem kleinen Kreise unserer nächsten Bekannten hat unsere Verlobung einige Ueberraschung, aber noch mehr Freude hervorgebracht. Aber eine Schwierigkeit erwächst uns daraus,

an die wir im ersten Augenblicke nicht gedacht. Die Zeit, welche das Testament als kürzeste Frist unseres Zusammenseins genannt, ist längst abgelaufen und ganz abgesehen davon, wäre es nicht möglich, daß Nikolai noch länger hier weilte, nachdem er mein Verlobter geworden. Er muß also jedenfalls abreisen, aber wo soll ich hin? Eowhen verläßt uns in den nächsten Tagen, und der Gedanke ist mir entsetzlich, dann wieder ganz allein in dem großen Hause zu bleiben. Ja, diese Möglichkeit ist sogar ganz ausgeschlossen durch das Verbot des Doktors, der außerdem eine Luftveränderung mir dringend anrath. Was soll ich thun? Jetzt, so kurze Zeit nach dem Tode des Professors, kann ich weder meine Verlobung veröffentlichen, noch an einen Ort ziehen, wo auch Nikolai wäre, und ohne ihn in eine fremde Stadt zu gehen, nur meiner Gesundheit wegen, ist auch etwas, was mir widerstrebt. Wir haben schon mit einander berathen, aber keiner weiß Rath, nur Eowhen lächelt geheimnißvoll und meint, es würde sich ein Ausweg schon finden. Inzwischen suden wir die kurze Frist, die uns noch vergönnt ist, auszunutzen und meine Genesung macht die größten Fortschritte. Nikolai ist aber auch der beste Doktor; ein Blick aus seinen lieben Augen genügt, um mich neu zu beleben!

Den 1. Februar.

Wie gut die Menschen doch sind! Frau Harlemmer ist gestern angekommen. Sie ist eine rosige kleine Frau, der man es nicht ansieht, daß sie die Mutter einer so zahlreichen Familie ist. Kopf und Herz scheint sie auf dem richtigen Flecke zu haben, denn mit scharfem Blick hat sie unsere Lage übersehen und ist bereit, uns zu Hilfe zu kommen. Daß Eowhen, die kleine Intrigant, dabei die Vermittlerin gewesen, versteht sich von selbst. Sie will nun einmal die Rolle als Schutzgeist bei mir durchführen, und ihre Mutter machte mir den Vorschlag, mit ihnen zu reisen, um mich der Familie ganz anzuschließen und die Zeit bis zu meiner Verheirathung in Villa Harlemmer zuzubringen.

Alle finden den Plan vortreflich. Unter Eowhens Obervormundschaft soll ich meine Gesundheit kräftigen und nach und nach daran gehen, meine Ausstattung zu besorgen. Nikolai soll als Besuch stets willkommen sein, und somit werden alle unsere Wünsche erfüllt. Ich brauche mich nicht von Eowhen zu trennen und in der Einsamkeit allein zurückbleiben, ich werde unter dem Schutze einer lebenswürdigen Familie stehen und Gelegenheit finden, meine häuslichen Kenntnisse zu bereichern, und mein einziges Bedenken, welches dahin ging, daß ich fürchtete, unbescheiden zu sein, wenn ich so viel Güte annehme, hat meine kleine Freundin mit der Versicherung niedergeschlagen, daß sie vor Bangigkeit krank werden würde, wenn ich nicht mitkäme.

Man hat mir auch versprochen, keinerlei Umstände mit mir zu machen, ich werde mit Eowhen zusammen wohnen und ganz zur Familie gerechnet werden.

Und nun kommt nur noch ein schwerer Moment — der Abschied von Nikolai! Aber wie schön ist es, zu wissen, daß die Trennung nicht lange währen wird, daß wir uns bald wiedersehen werden an den Ufern des Rheins!

Ehe ich aber dieses Buch schließe, muß ich noch eines Vorfalls oder vielmehr einer Entdeckung gedenken, die gestern

gemacht worden ist, und der ein helles Licht auf die Intentionen des Professors wirft.

Vor seiner Abreise wollte Nikolai noch einmal das Haus, das ja nun sein Eigenthum geworden, einer gründlichen Besichtigung unterwerfen, und stieg zu diesem Zweck mit Frau Brigitte auch auf den Boden hinauf. Da fanden sie denn eine große flache Kiste, die fest verschlossen war. Nikolai ließ sie herunterbringen, um sie zu öffnen, wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er den Deckel aufhob, und ein Originalgemälde erblickte, das er als sein eignes Werk erkannte? Er hatte es voriges Jahr in einer Dresdner Kunsthandlung ausgestellt, und erinnerte sich noch der besonderen Umstände, unter denen es verkauft worden war. Ein alter Herr hatte ihn in seiner Wohnung aufgesucht und ihn gebeten, ihm für einen hohen Preis das Bild zu überlassen, den Handel abgeschlossen und dann ein Gespräch angeknüpft, das die Fragen des Tages behandelte, und schließlich auf die Privatverhältnisse des jungen Künstlers übergegangen war. Der alte Herr hatte seine Bewunderung darüber ausgesprochen, daß Nikolai nicht verheirathet sei, und diesem war es aufgefallen, wie genau er seine Persönlichkeit geprüft habe. Im übrigen war der Käufer lebenswichtig und zuvorkommend, nur eine gewisse Hast und Verlegenheit trat in seinem Wesen hervor.

Diesem alten Herrn hatte Nikolai sein Bild verkauft, und nun, da er es hier in diesem Hause wieder fand, wurde uns klar, daß der Professor selbst es gewesen sein muß, der auf diesem Wege seine Bekanntschaft suchte, ohne sich selbst zu erkennen zu geben.

Ich erinnere mich noch sehr gut, daß er um jene Zeit eine kleine Reise unternahm. Da er Nikolai gesehen, da er seine einnehmende Persönlichkeit kennen gelernt, mag wohl damals schon der Gedanke in ihm aufgefliegen sein, uns beide einander zuzuführen.

Aber in welcher zarten diskreten Weise veranlaßte er das! Er that nichts, um einen Druck auf uns auszuüben, er lodte den Freier nicht durch eine reiche Mitgift, aber er gab uns die Möglichkeit, uns kennen zu lernen, und setzte Nikolai in die Lage, als unabhängiger Mann um mich zu werben. Der Titel einer Frau, den er mir gab, sollte wohl nicht nur für später mir Schild und Schirm sein, er sollte mich Nikolai auch näher bringen und die Situation zu einer weniger peinlichen machen.

Der Mann, der kein Verständniß zu haben schien für die Bedürfnisse seiner Umgebung, hat edler und weiser gehandelt, als manche verständige Eltern für das Glück ihres geliebten Kindes zu sorgen wissen.

Mit unbefangenen Sinn sollten wir einander gegenüber treten, und nur die Liebe durfte uns zusammenführen.

Ja, gesegnet sei das Andenken des Professors, der nach seinem Tode alles gut gemacht, was er in seinem Leben gefehlt, und in den Bestimmungen über seinen Nachlaß das Glück zweier Menschen begründet hat.

Aus dem Schatten seines Hauses trete ich hinaus in die schöne Welt, und vor mir liegt die Zukunft im hellsten Sonnenlicht!

Vierundzwanzig Stunden Strohwickler.

Imnoredte von A. St.

Nachdruck verboten.
Gr. v. 11./VI. 70.

Der Winter war entsetzlich lang gewesen. Mit nassen Augen schaute er in unser Manjardenstübchen hinein und mit trüben Blicken schauten wir hinaus. Eigentlich kalte Tage hatte er nur wenige gebracht, dafür war er aber mit Regen, Schnee und Wind über das blaße Land gegangen. Wenn wir nun so an unseren kleinen, bleimrahmten Fenstern saßen, und die Tropfen und Kloden an die Scheiben schlugen, dann fühlten wir so recht die „ewige Dasselbigkeit des Daseins“ und ein Seufzer entrang sich der gepreßten Brust. Mochte der Wind die starken Äste der alten Kastanie schütteln, mochte der Regen von dem ausgewaschenen Dache widerhallen oder der Schnee

mit leisem Singen auf das Sims fallen, es war immer dieselbe unheimliche Weise, welche uns da entgegentröte. In unbestimmt, als daß man einzelne Töne in ihr unterscheiden konnte, sollten wir mit einem Male über ihren ganzen Umfang aufgeklärt werden. In einem jener langen Winterabende, die mit ihrer Nähe die Seele so harmonisch stimmen, saßen wir nach vollbrachter Arbeit froh beisammen „an der Seite des wärmenden Ofens“. Ich weiß nicht, wovon wir so traulich plauderten; da tropfte es auf einmal von der Decke, erst leise und sanft, wie fernes Singen an das Ohr schlägt, dann stärker und voller, wie schwellender Hochgejang; und als wir noch so



Taucher beim Wrad des „Großen Kurfürsten“. Originalzeichnung von Robert Ahmus.

lauschen, da fallen von drüben her, wo die sinnige Frauenhand sich ein freundliches Plätzchen geschaffen, die Tropfen in der kleinen Terz ein und — o Wunder — von meinem Schreitische klingel es fallend und schallend in einer reinen Quinte wieder.

„Das ist ja der leidhaftige D-moll-Afford,“ sagte ich zu meiner überraschten Frau; „wenn nun das Kind schreit, haben wir die schönsten Triller und Kadenzgen dazu. Wirklich ein durch und durch musikalisch gebildetes Haus!“

So leicht ließ sich jedoch der D-moll-Dreiklang nicht weg-scherzen und bald genug sollte er für uns verhängnisvoll werden. Wo wir gingen und standen, tönte es uns „sinnbethörend“ entgegen: d — f — a — a — f — d. Der Thekeffel summete die wunderbare Melodei, der Wind heulte sie bald Allegro, bald Adagio in den hallenden Kamin, das Kind wimmerte sie bald lässlich, bald mit vollen Lungen, es war zum Verzweifeln! Ich setzte mich an den Flügel und spielte mit Aufwendung aller mir zu Gebote stehenden Muskelkräfte Sonaten, Einfonien, Scherzias, selbst Tänze aus D-dur; es half nichts, denn kaum waren die starken Klänge verhallt, als es von oben und von unten schwerküßig sang: d — f — a — a — f — d. Selbst nachts fand das gemartete Ohr nicht Ruhe noch Raft, denn sich, „im Traum der stillen Nächte fand es sich leuchtend im Gesichte“ mit d — f — a und seiner Umkehrung. Meine kleine Frau, die mich unter dem Drucke des entsetzlichen Affordes so unglücklich leiden sah, versuchte mich zu trösten und führte mich an die Wiege, in welcher unser Liebling seine ersten Träume verträumte. Und wirklich schien sich beim Anblick des freundlichen Kindes das unheimliche D-moll in seine verwandte Dur-Tonart aufzulösen, aber das war immer nur für einen Augenblick. Es mußte entschieden etwas geschehen, um den fatalen Dreiklang aus den Mauern zu entfernen. Wir ließen das alte Dach untersuchen; der Meister kam mit Mörtel und Kalk, die losen Jagen zu verkleben und erklärte mit sachverständiger Miene, daß nun die Sache in Ordnung sei. Ich schüttelte wehmüthig das Haupt und zeigte stumm nach den drei verhängnisvollen Stellen; der Meister that dasselbe, „blüete mich lange verwundert an“ und murmelte mit einer bezeichnenden Geste: „Das war doch früher nicht!“ Der Mann hielt mich entschieden für — krank.

Und das war ich in der That. Fast schien es, als ob ich an dem D-moll-Afforde zu Grunde gehen sollte. Gebrochen wollte ich einher, mein Leben war nur ein Senzger. Nur das eine war mir klar, daß der Winter ein schlechter Concertmeister sei. Wenn ich der Winter gewesen wäre, mit einem fähnen Sprunge — und hätte ich den musikalischen Bogasus durch die Dipheln verdeckter Oktaven jagen sollen — wäre ich bei A-dur angelangt! Aber der Winter versteht seine Sache schlecht, und so blieben wir noch eine Weile bei der alten Peier. Gottlob! „ein jegliches hat seine Zeit“ und ehe ich noch völlig demolirt war, zog der Frühling ein und mit ihm ein frisches Wehen aus A-dur. Der Frühling weht ja, wie meine freundlichen Leser wissen, immer aus A-dur.

Die Fenster auf! Die Fenster auf! Horch, wie es in unjerem Stübchen immer leiser und leiser verklingt, noch ein Weichen und die traurige Winterweise ist auf immer verhallt. Und wie sich der martervolle Afford in die Frühlingsluft stürzt, um sterbend in ihr zu vergehen, da ziehen festlich und frohlockend andere Töne durch die lichten Fenster in die Mauersendenstube; die knospende Kasanie rauscht voll und stark den Grundton, die Lüfte klingen in der reinen Terz, und das Herz singt wohlgenüth die schwebende Quinte. Und alle die Vögel, die bunten, kleinen, schmetternden Figurenwerk fröhlich in die Luft. A-dur! sei mir gegrüßt, du bist mein Retter!

Da sah ich denn vor meinem gesangreichen Blüthner Mendelssohns wonnevolles Frühlingslied klang heute so bezaubernd, als ob der Lenz die Saiten gefeilt hätte. Glücklicher bin ich wohl nie gewesen, und wer mich heute sah, würde den grämlichen Wintermann in mir nicht wieder erkannt haben. Die perlenden Töne verhallten, da sahste meine Frau meine Hand. „Höre, lieber Mann, ich hätte wohl eine große Bitte! Darf ich es sagen und wirst Du mir nicht böse werden?“

„Schmeichlerin! Wann war ich jemals so bereit, Bitten zu erfüllen?“ Und als Antwort auf die Frage repetirte ich den wundervollen Ausgang des Liebes.

„Dann laß mich mit dem Kinde zu den Großeltern reisen! Nur auf ein paar Tage! Die alten Leute würden sich so sehr freuen und —“

„Du möchtest Dich als junge Mutter zeigen und im vollen Glorienischeine benommen lassen? Nicht?“

„Wie schlecht Du bist!“ erwiderte sie lächelnd. „Aber, nicht wahr, Du läßt mich reisen?“

„Ich habe nichts dawider. Von ganzem Herzen gönne ich Dir die Freude, und so reise denn in Gottes Namen!“

„Wie gut Du bist!“ Und ein strahlender Blick dankte herzlich, als alle Worte vermögen.

Die guten Frauen! Was sie uns als lauter Güte und Liebe anrechnen, ist zum großen Theile oft, vielleicht meistens, nichts anderes als berechnender Egoismus. Ja, wundert Euch nur und schüttelt die schönen Häupter; es ist wirklich so. Zum Exempel: ich liebe meine Frau gewiß so wie ein rechtschaffener Mann lieben soll, und gewiß wäre ich der letzte, der die Dirngespinnste der Junggesellenwirthschaft gegen ein trauliches Familienleben eintauschen möchte; aber so ein bischen Ungebundenheit und ein bischen Freiheit muthen auch mich schmeichlerisch an. Und so kam es, daß ich sofort mit der größten Bereitwilligkeit auf den Reiseplan meiner Frau einging. Nicht als ob ich der Ansicht wäre, daß die Familie ein Klotz sei, den man längere oder kürzere Zeit durch das Leben schleppen müsse, nein, durch meinen Kopf jausten nur in dem Augenblicke tausend übermüthige und verführerische Gedanken, und das machte mir den Entschluß so leicht. Eine Zeit lang — und wären es nur ein paar Tage — der Sorgen enthoben, der kleinen häuslichen Scherereien, wie sie jeder geordnete Hausstand mit sich bringt, los und ledig zu sein, o, der Gedanke labte wie sirner Wein! Nicht wahr, die Männer sind doch zu schlecht! So etwas auch noch ganz offen zu erklären; es ist entsetzlich.

Vorläufig sollte nun die Sonne der Strohtrittwirthschaft noch durch eine Wolke von Fragen, Ein- und Ausreden verdunkelt werden. Wer jemals eine Frau auf Reisen ziehen sah, weiß davon ein Lied zu singen. Mit welchem Zuge am bequemsten zu reisen sei und ob dieser Zug heute wirklich fahre, wo man umzustiegen und zu expediren habe, wie viel Reichsnickel der Gepäcträger zu beanspruchen und wie viel der Kellner für eine Tasse Kaffee zu fordern habe; das alles, dazu jene famosen Interpellationen, die der Daheim-Kalender zu Ruh und Frommen der reisenden Menschheit beantwortet, und anderes mehr wird mit einer Genauigkeit durchgesprochen, welche den erfahrenen Reisenden zur Verzweiflung bringen kann. An das fröhliche A-dur durste ich gar nicht denken, wenn ich mich selbst nicht ganz verwirren wollte.

Endlich waren wir damit im Reinen und konnten nun zur Regelung der Gepäcfrage übergehen. Getreu dem Dichterworte:

Jedoch der schrecklichste der Schreden.

Das ist ein Haufe von Gepäc —

empahl ich meiner Frau zur Aufnahme der nothwendigsten Reiseutensilien meinen kleinen, viel gewanderten Reisefoffer. Da kam ich aber schön an!

„Du willst doch nicht, daß ich mit einem Kleide reise?“

„Ja, warum denn nicht?“

Niemals hat wohl eine so verständige Frage solche Indignation hervorgerufen. Mit dem bekannten Worte, daß sich der Mann um Toilettegegenstände niemals kümmern soll, wurde ich abgefertigt. Bei der Kleiderfrage wird, das sehen wir wieder einmal, die sanfteste Taube zur — —

So thürmte sich denn Kleid auf Kleid, Tuch auf Tuch, Umhang auf Umhang, und wie einst Jeremias auf den Trümmern Jerusalems weinend sah, so sah ich jammernd und geängstigt auf diesem Conglomerat zertrümmeter Stoffe.

„Soll das auch mit?“ fragte ich, auf das messingbeschlagene Photographicalbum zeigend.

„Natürlich!“

„Nun, so natürlich finde ich das doch nicht — wer interessiert sich denn für fremde Gesichter?“
 „Eine Frau hat für alles Interesse,“ war die kurze Antwort.

„Und die beiden Hüte?“

„Werden auch mitgenommen; man kann nicht wissen, ob nicht ein Platzregen die Garnitur verdirbt.“

„Aber, Kind, bei dem Wetter! Ueberall Sonnenschein und das Barometer steht auf „beständig schön?“

Wieder ein von Indignation gefächtigter Blick.

„Du liebst Deine arme Frau!“ — die süße Stimme ging bereits in ein thränenreiches Tremulando über — „am liebsten im bloßen Kopfe reisen! Und Du weißt doch, wie schwach und angegriffen meine Kopfnerven sind.“

„Na, dann nimm die beiden Hüte mit. Aber sage mir nur, wo soll ich diese Schleifen, Bänder, Morgenhauben, Schuhe und so weiter unterbringen? Der Koffer ist voll.“

„Welche Frage! Packer doch nur erst den Kinderwagen voll; da geht unendlich viel hinein.“

„Den Kinderwagen?“ Ich starrte entsetzt in die leere Luft — „bedenke doch, was das für Ueberfracht kostet!“

„Das kommt Du Dir vorher berechnen; ohne Kinderwagen reise ich nicht, und fürchtest Du die Ueberfracht, nun — dann bleibe ich eben hier.“

Trumpf! Das sah. Hier bleiben? Auf keinen Fall! — Und so packte ich denn weiter und weiter, bis die Kisten und Kasten, die Koffer und Schachteln bis an den Rand voll gestopft waren. Auch der Kinderwagen erhielt seine Ladung und nun kann's losgehen. Glück auf die Reise — hinter den Bergen geht meine Sonne auf!

Wunderlich war mir doch zu Muthe, als ich so allein meiner stillen Wohnung zuschritt; ein Abschied, und ist es der fröhlichste, bleibt doch immer ein unbehaglich Ding. Aus der Ferne hörte ich noch den Zug vorüberfahren, dann wurde es still, und auch meine Seele sagte sich. Bald ließ ihr auch der Humor seine Schwingen und stillvergügt summt sie vor mich hin: „O selig, o selig, Stroh Wittwer zu sein!“ Meine Stroh Wittwe fuhr mit ihren Koffern und Schachteln vergnügt in die Heimat, sollte ich nicht eben so vergnügt mein Heim aufsuchen? Alle die holden Bilder aus der Studentenzeit tauchten lachend vor meiner Seele auf, und mit den Schmetterlingen, die sich auf den Blumen am Wege wiegten, gaukelten um mich alle jene Stunden, die in ihrer „fröhlichen Wildheit“ das Herz so hoch entzückt hatten. Wieder sah ich mich in dem kleinen Stübchen, das hoch oben von Dachstuhl übermüthig auf die enge Gasse herniedererschaut und in seinen schmudlosen, schmalen Wänden so viel sprudelnde Lebenslust barg; wieder traten vor mein Auge die Gestalten der fröhlichen Genossen, die das doleser nichts der ersten Semester, die süße Ungebundenheit des akademischen Lebens so epikuräisch auszukosten verstanden — ich hätte laut aufschreien mögen vor innerem Vergnügen. Der Schritt wurde elastischer, die Augen leuchteten heller, der Geist phosphoreszente in glänzenden Funken, und wenn mir jetzt ein Bruder Studio begegnet wäre, auf den Kieselsteinen hätte er mit mir einen Salamander reiben müssen. Selige Erinnerungen! Studentenzeit und Studentenliebe, das war Poesie! Ich weiß es noch wie heute, als ich meiner ersten und einzigen Liebe ein jubelndes Lied sang:

Und trüge mich der Luftballon
 Vom Böhmerwald bis Frankreich,
 Ich würde singen im hohen Ton
 Melodisch und gelangreich:

Ich liebe dich als mein Ideal,
 Als meinen hellen Planeten;
 Und freien würd' ich dich ohne Wahl,
 Hätt' ich nur die Planeten!

Das war die Poesie der Studententage! Augenblicklich war nun der „helle Planet“ zur Stroh Wittwe und der schwingvolle Sänger zum Stroh Wittwer geworden. Aber Stroh Wittwertum und Studentum sind in vielen Beziehungen wohlverwandte Begriffe, und was der Student konnte, das kann der Stroh Wittwer erst recht. Meine Leser merken, daß ich immer noch in A-dur sprudelte.

So kam ich in meine Wohnung. Es war recht leer; die vier Wände waren eben nichts weiter als vier Wände, und ich glaube, des Gedankens Blässe würde mich jetzt angekränkelt haben, wenn ich nicht mit hohem Pathos und kunstgerechter Attitüde die Worte deklamirt hätte:

Den Wänden kann geholfen werden!

Sprach's und holte aus dem verstaubtesten aller Winkel das lang entbehrete, viel geehrte und heiß begehrte Weichieltröyr hervor. Wie es mich so zärtlich anblickt mit seinen Nesten, wie mir sein Duft den Sinn berauscht!

O ich liebe euch, ihr schlanken Brünnetten, euer Hauch ist bezaubernd, und eure Sprache ist weich! Die Havanna, die Manilla, was sind sie in ihrem salonsfähigen Kleide gegen dich, die Genossin trauter Stunden! Eine Tröysterin, wenn die Sorge sich wappnet, eine Friedensstifterin, wenn das Herz bangt: das bist du mir gewesen von dem Tage an, da du zuerst meine Lippen geküßt. Ich weiß, du hast grimmige Feinde, aber sei ruhig; ich halte dich sicher, ich halte dich warm. Wie der bläuliche Dampf steigt, wie die zierlichen Ringe sich necken und jagen, wie der Sonnenschein die abenteuerlichen Gebilde verklärt, das ist Poesie! Heute fürchte ich euch nicht, ihr schwankenden Gestalten, die ihr vom Fenster her droht, ihr schleierhaften, durchlöchernten Gewebe, die ihr dem dampfenden Gatten das *cavo canom* zuraust; ich fürchte euch nicht:

Und ob die Wolke euch umhülle,

Ich rauche fort und ihr seid stille —

ich bin ja Stroh Wittwer!

Mit der langen Pfeife hatte die kleine Studentenmaschine die Verbannung getheilt. Auch sie sollte wieder zu Ehren kommen. Kürzlich erst hatte ich im Daheim-Kalender Dunkel Traugott's Erklärungen über das Geheimniß der Kaffeefochkunst gelesen; wenn ich nun zu diesen Enthüllungen meine langjährigen Erfahrungen aus früherer Zeit nahm, so konnte ich nicht zweifeln, daß der Kaffee, den ich nun mit aller Sorgfalt brauen wollte, ein exquisiter werden mußte. Auf eine Hand voll Bohnen mehr oder weniger kam es ja dabei nicht an — ich war ja Stroh Wittwer. Und was mich sonst zur Verzweiflung brachte, das unmelodische Anarren der Kaffeemühle, das entzückte mich heute und regte mich poetisch an. Ich glaube, ich recitirte, während die Arie das melodische Instrument drückten, Richard Leanders reizende Verse:

Holde Zeit des süßen Nichtsthums
 Und des seligen Gemüthes,
 Wo im ewigen Sonnenschein
 Des Gemüthes dufrige Knospen
 Sich entfalten, und am Stamme
 Des Charakters sich der grüne
 Trieb zu reifem Holz verdichtet!
 Aus den feinsten Ingredienzen
 Brauten euch die guten Götter!

Aus den feinsten Ingredienzen! Eine Däte Bohnen und ein Drittel Päckchen Feigentaffee: das muß ein köstlicher Genuß werden! Onkel Traugott hat's gesagt, und der weiß alles. Das Wasser singt, jetzt fängt's an zu wallen und zu sieden, jetzt steigt's bis an den Rand — nun schnell umgestülpt und der Kaffee ist —

Da klopft es — die Maschine ist glühend heiß — ein Tuch nicht zur Hand — entsetzliche Lage — „herein!“ — und in der Lurarmung der Thür zeigt sich mein lächelnder Kollege Doktor Weber mit seiner bildschönen Braut. Die Situation war furchtbar lächerlich. In der Thür das junge Paar, der Begrüßung und Beglückwünschung harrend, auf dem Tische die lodende Maschine, flammenumloht und dampfumbraust, in der Mitte zwischen beiden meine Benigkeit, dorthin angstvolle Blicke, hierhin freundliche Verbeugungen sendend: Lieber Leser, ich hätte etwas darum gegeben, wenn ich in dem Augenblicke nicht Stroh Wittwer gewesen wäre; sogar das qualvolle D-moll hätte ich mit Freuden in den Kauf genommen.

Und als ich so noch angstvoll zwischen den Pflichten der Klugheit und der Höflichkeit schwebte, da eilt die entzückende Braut schnell auf die Unglücksmaschine zu, greift sie mit fester

Hand und — mir ist geholfen. Ich aber athmete lang und athmete tief, und begrüßte nun mit tausend Entschuldigungen die verehrten Gäste. Leer gebrannt war allerdings die Stätte, auf der die Maschine gestanden, aber eine Damasthülle deckt ja auch viele Mängel.

„Ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten — der sonderbare Empfang — meine Frau ist verreist — ich bin augenblicklich Stroh Wittwer.“ — so oder ähnlich stammelte ich, während das Brautpaar immer noch lachte. Warum sollte es nicht lachen? Ich war ja Stroh Wittwer.

Und um alles wieder gut zu machen, ließ ich hin und her, suchte Obertassen und Untertassen, auch einige Löffel zusammen, und schickte mich an, den braunen Trank zu kredenzen.

„Der Kaffee muß, ohne daß ich mich rühmen will, ganz vorzüglich sein,“ perorirte ich bei dem Geschäft des Einnehmens, und im Geiste hörte ich bereits mein Lob aus bräutlichem Munde.

Ich armer Mann! Wenn das Onkel Traugott wüßte! Kaum hatte Fräulein Marianne an der Tasse genippt, als sie sich verfärbte und den Trank hastig zurückschob. Der Doktor erblickte, ich stand ratlos daneben und stotterte:

„Ja, es war doch aber ein ausgezeichnetes Rezept?“
„Gewiß, lieber Kollege,“ beschwichtigte mein Freund, „wahrscheinlich ein bisschen zu stark — meine Braut leidet an den Kopfnerven.“

Werkwürdig, meine Frau klagt doch auch über die Kopfnerven, aber den Kaffee trinkt sie in jeder Gestalt. Der Besuch erhob sich natürlich, ich bedauerte unendlich, die Braut aber sagte, als sie mit dem Auserwählten die Treppe hinabstieg:

„Höre, Georg, Stroh Wittwer sollst du nie sein! Das ist ja entsetzlich!“

Was ich dachte, darf ich fürs erste noch nicht verrathen; fast war es mir so, als ob es von ferne klinge: a — k — a — a — k — a, und mein Stroh Wittwerthum erschien mir in sonderbarem Lichte. Morgen lacht mir die Sonne vielleicht heller; aller Anfang ist schwer und — schön ist es doch!

Selbige Nacht schlief ich einen langen Schlaf, so lang, daß es mir an Zeit gebrach, nach Onkel Traugotts Recepte eine zweite verbesserte Auflage Kaffee zu brauen. Um sieben Uhr beginnt der Unterricht; als ich erwachte, war es bereits zehn Minuten nach sieben. „Warum hast Du mich nicht gewedt?“ wollte ich eben schellen, als ich mich allein und verlassen in der oben Wohnung fand. Auch wieder ein Segen der Stroh Wittwerei! Nüchtern, verschlafen, mühsam und ohne Kaffee zur Schule! Nur der Unglückselige, der in der Morgenfrühe vor einer Schar von mehr als fünfzig übermüthigen Jungen auf dem Katheder stehen muß, weiß, welch bedeutender Faktor nicht genossener Kaffee für das schulmeisterliche Seelenleben ist. Das Leben ist schal, die Freude eine Seifenblase und die Jungen, der Stolz und die Hoffnung Deutschlands, entsetzlich! Und wenn man dazu noch die Zeit verschlafen hat und mit bösem Gewissen zur Schule schleicht! Die Kollegen, die Schüler, alle lehren bereits oder lernen, nur du jammervollster aller Stroh Wittwer träumst und versäumst deine Pflicht! Der Vorübergehende scheint uns stumme Vorwürfe zu machen; der Ladenjüngling, der eben die erste saure Gurke verkauft hat, sieht uns maliös an, ein Kollege von der Realschule, welche erst um acht beginnt, steht am Fenster und reibt sich schadenfroh die Hände, der Barbier, der ewig geschwätzige, kann an uns nicht eilenden Laufes vorüberfliehen, ohne uns mit den Worten: „Schon ausgeschlafen, Herr Doktor?“ zu caramboliren — bis zum Schulplatz laufen wir Spießruten und da —

Ja, da wird's noch besser! Aus dem Wohnzimmer — es ist die berühmte Quarta — tönt Schreien, Jauchzen, Lachen, Lärmen an mein Ohr. O diese Jugend! Wenn das der Direktor hörte! Armer Stroh Wittwer!

Nun stehe ich vor der Klassenthür. Ein energischer Griff auf die Thürklinke, und das Lärmen verstummt.

„Zhr bösen Buben! Was fällt Euch ein! Primus, was geht hier vor?“

Und der Primus, ein ganz geriebener Bursche, antwortet höchst devot:

„Sie kamen ja nicht, Herr Doktor, und da —“
„Schweig! Ich bin unwohl gewesen — fang an zu übersehen!“

Wenn sich nun ein Junge, der für den biederen Cornelius Nepos nicht gerade schwärmt, die Zeit auf eine andere angenehme Weise zu vertreiben sucht, so ist das wohl begreiflich; aber ebenso begreiflich ist es, daß der Lehrer dadurch zur Verzweiflung getrieben wird, zumal wenn er noch keinen Kaffee getrunken hat.

„Müller, was lachst Du?“

Müller erblickt.

„Müller, was lachst Du?“

„Herr Doktor — Schulze sagte — daß Ihre Frau gewiß verreist sei, weil Sie — den Schlips anzuknöpfen vergessen hätten!“

Ich war sprachlos; zum Glück schlug die Glode eben acht, und die Lektion war beendet. Soll ich noch erzählen, unter welchen Qualen die folgenden drei Stunden vergingen? Erlaß es mir, freundlicher Leser, und glaube mir, daß ich zerknüßt und zerbrochen nach Hause kam.

Ich hatte Hunger. Sollte ich in ein Gasthaus gehen oder sollte ich mir nach alter Studentenfittie ein Beefsteak braten? Ich entschied mich für das letztere. Es sollte fürchterlich enden. Die neueste Nummer des Dabein war so eben erschienen und wartete auf ihren Leser, und während nun mein Beefsteak auf der Spiritusflamme lustig brodelte, vertiefte ich mich in die anziehende Lektüre. Ich weiß nicht mehr, welcher Artikel mich so fesselte, kurzum, mit einem Male wird die Thür aufgerissen, und mit entsetzter Miene fährt der Hauswirth auf mich zu:

„Das muß ich mir entschieden verbitten, Herr Doktor!“
„Was denn, Herr Wegeleben?“

„Thun Sie nur nicht so, als ob Sie's nicht wüßten! Herrrr — ich bin ein ausländiger Mann und mein Haus hat guten Auf!“

„Ich verstehe wahrhaftig nicht, was Sie meinen.“

„Nun, mein Gott, riechen Sie denn das nicht! Der Herr Geheimrath in der Beletage und der Musikdirektor im andern Stock bringen mich bald um —“ und mehr springend als gehend stürzte er auf den Vorjaal, wo mein erschnutes Beefsteak in den letzten Zügen qualmte.

„Hier, Herr,“ wüthete er weiter, „hier ist es, und Sie“ — fast durchbohrt er mich — „Sie ziehen aus! Verstecken Sie mich, morgen — übermorgen — sofort — gleich!!!“

„Aber, Herr Wegeleben, ich kann ja nichts dafür, meine Frau ist verreist — ich bin Stroh Wittwer —“
„Kann mir nichts nützen, und wenn Sie zehn Mal Stroh Wittwer sind, das verbitte ich mir!“

Sprach's und schnob ab. Dahin war's also gekommen! Ohne Kaffee, ohne Mittagsbrot, ohne Wohnung; ich schloß die Thür ab, eilte die Treppen hinunter und raste auf den Bahnhof.

Was ich da wollte? Fürs erste kaufte ich mir ein Billet, und dann fuhr ich mit dem nächsten Zuge ab. Wie ein zusammengeklapptes Taschmesser sah ich in der Ecke und überdachte die Zeit meines Wittwenstandes. Wie hatte ich gestern in den vollen Tag hineingebuhelt, wie glänzend leuchteten mir die Ideale von meinem erträumten Himmel herab, und nun? Verkungen war das fröhliche A-dur, und in meinen Schläfen pochte es unheimlich: k — a — a — a — k — a. So kam ich in Halle an. Dort mußte ich umsteigen und ein neues Billet lösen. Mit Mühe machte ich mir durch die wogende Menge freie Bahn. Vor mir steht nur noch eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm. Sie ist augenscheinlich in großer Verlegenheit; der Biletteur will oder kann den Schein nicht wechseln und sie bittet:

„Thun Sie mir doch den einzigen Gefallen, ich muß ja heute noch nach R....“

„Hier ist das abgezählte Geld und da noch ebenso viel für ein anderes,“ rief ich dazwischen und drückte in dem:

selben Augenblicke meiner Frau einen Kuß auf die Lippen.
„Du hier?“

„Und Du auch?“

„Ach hielt's nicht aus ohne Dich —“

„Und ich auch nicht ohne Dich!“

„Weißt Du, Stroh Wittwer zu sein —“

„Oder Stroh Wittwe —“

„Das ist entsetzlich und wenn es auch nur auf vier- und zwanzig Stunden wäre!“

In den Lüften aber klang es wie Mendelssohns Frühlingslied, und froh bewegt zogen wir zusammen in unsere Mansardenstube. Daß der Wirth sich bei den freundlichen Worten meiner Frau bald beruhigte, brauche ich nicht erst hinzuzufügen.

Auf St. Stephanikirchhof in Bremen.

Nachdruck verboten.
Jah. v. 11. VI. 70.

Ein Stück aus der Kirchengeschichte und der Geschichte der Barmherzigkeit einer alten Hansestadt.

Von K. Tiesmeyer.

Es gibt kaum eine Stadt im lieben deutschen Vaterlande, in welcher die aus dem Glauben geborene Liebe so viele Werke der Barmherzigkeit hervorgerufen hat, als in der freien Hansestadt Bremen. Seit alter Zeit, vornämlich aber bald nach Einführung der Reformation, zeigt sich hier ein so eifriges Streben, das Noth der Leidenden zu mildern und der Armut Thränen zu trocken, wie kaum anderswo. Ein großer Theil der durch ausgedehnten Handel und Gewerbe gewonnenen Mittel wird zu Liebeswerken verwandt, und die „innere Mission“ feierte hier schon in den vergangenen Jahrhunderten schöne Siege.

Vor allem waren es zwei Punkte in dem lang gestreckten Bremen, wo die Stätten der Liebe sich dicht nebeneinander gerüdt befanden, in der Nähe der Ansgarikirche und auf St. Stephanikirchhof. Durch Anlage der Kaiserstraße, einer dritten Verkehrsader zwischen Alt- und Neustadt, die in der Nähe der Ansgarikirche vorbeiführt, sind eine Anzahl wohlthätiger Anstalten aus dortiger Gegend in andere Theile der Stadt verlegt. Auf St. Stephanikirchhof ist keine Veränderung eingetreten. Dieses Stück Erde mit seinen alten Linden und Ulmen, mit seiner altherwürdigen Kirche liegt so weit ab vom Strom des Verkehrs, als daß niemals eine Verlegung der dort befindlichen Gebäude zu besorgen stände. Wenn wir in den folgenden Zeilen den Lesern des Dasein eine Beschreibung der aus der christlichen Liebe hervorgegangenen Anstalten geben, so dürfte es nicht uninteressant sein, bei dieser Gelegenheit auch die Häuser auf St. Stephanikirchhof zu berücksichtigen, an welche sich ein Stück Bremischer Kirchengeschichte knüpft.

In grauer Vorzeit war nach Westen zu dem alten Bremen eine Düne vorgelagert, der „Steffensberg“ genannt. An seinem Fuße siedelten sich eine Anzahl Fischerfamilien an. Allmählich entstand ein neuer Stadttheil mit einer Mauer umschlossen. Später verband man ihn mit der eigentlichen Stadt und schützte ihn durch Wall und Graben. Die Düne selbst, eine etwa einen Morgen haltende Fläche, wurde von den Anwohnern als Begräbnißplatz benutzt, nachdem man in seiner Mitte eine Kirche gebaut hatte. Er ist an seinen vier Seiten durch Häuserreihen eingerahmt, von denen einige, sowie der Platz selbst Eigenthum der St. Stephanigemeinde sind. Seitdem die Begräbnißstätten außerhalb der Stadt verlegt sind, bepflanzte man den Platz mit Linden und Ulmen, die der frühlich spielenden Kinderchar der St. Stephanigemeindeschule zur Sommerzeit köstlichen Schatten bieten.

Nach Süden zu wird der Kirchhof durch hohe Fachhäuser begrenzt; im Westen, Osten und Norden liegen die Stätten, durch welche sich die St. Stephanigemeinde ein Denkmal treuen Glaubens und werththätiger Liebe gesetzt hat, das Gemeindegewand, die Gemeindeschule und das Wittwenhaus. Außerdem befinden sich noch auf St. Stephanikirchhof zwei Gebäude, die ebenfalls wohlthätigen Zwecken dienen, nämlich das Mannhaus, verwaltet von der städtischen Diaconie und Seemannsheim, Eigenthum des Hauses Fr. M. Victor und Söhne.

Wenn wir unsern Weg von Osten her nehmen, dann tritt uns unmittelbar an den Kirchhof angrenzend ein kleines unschönes Gebäude entgegen. Wie ein Zwerg unter Riesen steht es da. Es ist das bekannte Haus „zu den sieben Rosen“, wie es im Volksmunde heißt, nach Ansicht vieler das älteste Bauwerk Bremens. Viele Veränderungen und Wandlungen haben sich in seiner unmittelbaren Nähe vollzogen, viel Stim-

men sind erklungen, das alte Haus, eine Unzieder dortiger Gegend niederzulegen, aber stets erhob der pietätvolle Sinn dagegen Protest.

Der alterthümliche Bau stammt aus der Mitte des XI. Jahrhunderts und diente ursprünglich zum gottesdienstlichen Gebrauch. Wozu er nach Vollendung der St. Stephanikirche verwandt ist, darüber fehlen bestimmte Nachrichten. Wahrscheinlich hat man dann und wann in ihm noch Messe gelesen.

Als die Reformation im Jahre 1526 in Bremen ihren Einzug hielt, lag nach dem Vorgange anderer Städte der Gedanke sehr nahe, die alte Kapelle in eine Wohnung für altersschwache Frauen oder Jungfrauen zu verwandeln. Es wurde ein Wohnzimmer und eine Schlafstammer in dem bescheidenen Raum hergerichtet; der noch übrig bleibende Theil enthielt den Herd und einen Platz zum Aufstellen der Schränke. Das Haus „zu den sieben Rosen“ ist Eigenthum der St. Stephanigemeinde und ist stets von drei Frauen bewohnt. So oft eine von ihnen heimgeht, wählt der Kirchenvorstand unter den sich Meldenden die würdigste aus; da keine Miethe zu zahlen ist, so hat es an Bewerberinnen nie gefehlt.

Oben über dem Eingange befinden sich in Stein gemeißelt sechs Rosen, die siebente ist im Laufe der Zeit verschwunden. Hat man mit der heiligen Siebenzahl den Charakter des Hauses kennzeichnen, hat man sagen wollen: „Hier soll ein stilles beschauliches Leben, eine heilige Gesinnung herrschen?“ Vielleicht. Aber weshalb hat man die Rose gewählt? Ich bin zu wenig eingeweiht in die Symbolik der Blumen. Ist die Rose ein Bild des Friedens? Oder will sie in ihrer aufgeblühten Form anzeigen, daß die Bewohnerinnen längst die Zeit des Leuzes hinter sich haben?

Betreten wir den höher gelegenen Kirchhof, und wenden wir uns nach links, dann tritt uns, etwas versteckt durch einen Vorbau, ein im modernen Stil erbautes Haus entgegen; es ist „Seemannsheim“. Sechszwanzig Jahre sind bereits seit seiner Einweihung durch den seligen Pastor Mallet verstrichen. Wer gründete dieses Haus und welchem Zwecke diente es? In der Zeit, als die ersten „Herbergen zur Heimat“ in verschiedenen Städten Deutschlands für wandernde Handwerker errichtet wurden, fasteten die Herren Gebrüder Victor den Plan, für angehende Seelente und Matrosen, die augenblicklich kein neues Engagement gefunden, eine christliche Herberge zu bauen, wo ihnen neben guten und billigen Logis auch Gottes Wort nahe gebracht würde. Ein Bedürfniß für solch ein Ayl war augenscheinlich vorhanden. Bremerhafen war nämlich damals noch nicht zu der Bedeutung von heute gelangt, und es löschten noch viele von See kommende Schiffe an der Schlachte zu Bremen. Und Seelente sind bekanntlich nur zu geneigt, sich an Land für die langen Entbehrungen einer Seereise zu entschädigen und fallen oft ausbeutungsfüchtigen Wirthen in die Hände. Dem wollte „Seemannsheim“ entgegenwirken. Das Haus enthält neben der Wohnung des Oekonomen einen Saal, ein Gastzimmer, sechs Wohnzimmer und zwanzig Räume zum Schlafen. Morgens und abends wird Hausandacht gehalten, Spirituosen werden nicht verabreicht, abends 11 Uhr wird geschlossen. Jährlich logiren in Seemannsheim etwa 5—800 junge Leute, um von hier aus den Dienst auf See anzutreten. Ob sich in anderen, in der Nähe der See gelegenen Städten eine ähnliche Herberge findet, ist uns nicht bekannt; die in Bremen ist vielen zum bleibenden Segen geworden. Wie mancher

Brief ist von hier aus geschrieben an bekümmerte Eltern als letzter Gruß für lange Zeit, und wie viele Worte des Dankes sind hier laut geworden, wenn eine gefahrvolle Seereise glücklich überstanden war!

Verlassen wir „Seemannsheim“ und gehen, die alte Stephanikirche zur Rechten, durch eine hübsche Alleenallee in westlicher Richtung, dann stehen wir in kurzer Zeit vor dem herrlichen Portale des St. Stephanigemeindehauses. Unter den Stürmen des Jahres 1848 drängte sich verschiedenen Gliedern der Gemeinde die Ueberzeugung auf, es sei ein Haus nötig, worin sich das ganze Gemeindeleben konzentriren könne. Sechs angesehene Gemeindeglieder fanden sich willig, die Kosten zum Bau, die sich auf 40,000 Thlr. beliefen, zu schenken. Während des Baues trat eine schwere Geschäftskrisis ein, so daß der Glaube der Erbauer auf die höchste Probe gestellt wurde. Im Jahre 1857 wurde der Grundstein gelegt, und zwei Jahre später konnte der monumentale Bau, der in seiner Schönheit an Aethliches im reichen Amerika erinnert, der St. Stephanigemeinde als Geschenk übergeben und eingeweiht werden.

Das Gemeindehaus, nicht mit Unrecht ein christliches Rath- und Thathaus genannt, hat 35 Zimmer, 2 Küchen und zwei Böden. Im Parterre wohnt der Gemeindegelder, dort befindet sich auch die überaus schöne freundliche Kapelle mit 450 Plätzen, die zu Gottesdiensten, Kindergottesdiensten, Gemeindeabenden und Gemeindeversammlungen benützt wird. Die Beletage enthält außer dem Geschäftszimmer der Gemeinde eine Pastorenwohnung, der letzte Stock mit 19 Zimmern dient asterschwachen Frauen der Gemeinde als Wohnung. Hier walten zwei Gemeindegeldersinnen und suchen durch Liebe und Pflege mancher im Sturm des Lebens gebeugten Menschenseele einen stillen Lebensabend zu bereiten.

Das Gemeindehaus ist der Mittelpunkt der Vereinsthätigkeit innerhalb der St. Stephanigemeinde; hier haben eine große Menge von Vereinen ihre Zusammenkünfte, Missionsvereine, der Verein junger Kaufleute, der Dienstmädchenverein, der der Bremer Blinden und verschiedene andere. Man hat bekanntlich in dem letzten Jahrzehnt auch in andern Gegenden Deutschlands solche Gemeinde- und Vereinshäuser erbaut, die vom rechten Geiste belebt zur Förderung des Gemeindelebens ihr gutes Theil beigetragen haben.

Dicht neben dem stattlichen Gemeindehause, durch einen Gang getrennt, steht ein Gartenhaus im Pfarrgarten gelegen, nicht weit von der alten von Weinstöcken umrankten Pastorenwohnung entfernt, ein Lieblingsaufenthalt des seligen Pastor Mallet, der fast vierzig Jahre mit größtem Segen an der St. Stephani-Gemeinde gewirkt hat. Zu Braunschweig Ende des vorigen Jahrhunderts geboren, fand der Frühverwaiste liebevolle Aufnahme im Hause des dortigen Pfarrers Müller, der den munteren Knaben bei seiner Ueberfiedelung nach Bremen mitnahm und ihn zum Theologen ausbilden ließ. Später wurde Mallet zum Kollegen seines väterlichen Freundes erwählt. Von Spener erzählt man, daß er in den neun Jahren

seiner Berliner Amtsthätigkeit nur zwei Mal den schönen Pfarrgarten betreten habe. Bei Mallet war das durchaus anders; er konnte sich freuen wie ein Kind an der ersten Blume, die die Frühlingssonne hervorlockte, und stieg die Sonne höher, dann flüchtete er in das geräumige Gartenhaus, das ihm einen schönen Ausblick gewährte in den mit alten ephraemranken Bäumen geschmückten Pfarrgarten und auf die alte Kirche. Hier weilte er manche Stunde des Tages sinnend, lesend oder schreibend, hier sind viele seiner schönsten Gedanken geboren, viele seiner Streitschriften entstanden, hier hat er manchen stillen Sonntagmorgen anbrechen sehen.

Wenn die übrigen Bewohner des Stephanikirchhofs noch der Ruhe pflügten, ging Vater Mallet unzählige Male in seinem Gartenhause auf und ab, das Taschentuch unablässig zwischen den Händen bewegend, um seine Predigt zu meditieren. Er pflegte kein Wort aufzuschreiben; „Gott hat mich beim Studieren meiner Predigten von der Feder befreit,“ sagte er wohl, aber er

nahm es deshalb nicht weniger leicht mit seinen Predigten als andere, die beim Aufschreiben auch nicht den Punkt über dem i vergessen. Oft war er noch nicht fertig, wenn die Gemeinde den letzten Vers des Liebes anstimmte, dann wurde ein zweites gesungen, gewöhnlich: „Liebster Jesu, wir sind hier“, bis der sehnlichst Erwartete endlich erschien, mit Schnelligkeit die Kanzel bestieg, und dann in einer Fülle schlagender und packender Gedanken die Herzen der Hörer für das Ewige begeisterte. Es ist wohl kaum ein Pastor gewesen, der mehr von seiner Gemeinde geliebt wurde als Mallet, und er war nirgends lieber als in Bremen, in seinem traulichen Pfarr- und Gartenhause. „Bremen,“ pflegte er zu sagen, „ist mein Kanaan und mein Jerusalem.“

Das zweite Pfarrhaus, mit dem Giebel dem Kirchhofe zugekehrt, zeigt ein in Sandstein gemei-



Das Haus zu den sieben Rufen in Bremen.

festes Reliefbild: Ein Löwe und Drache sind in erbittertem Kampfe begriffen, seine markigen Füße hat der Wüstenkönig auf die häßliche Gestalt des Lindwürms gesetzt, der Ausgang des Ringkampfes scheint nicht zweifelhaft zu sein. Unter dem Bilde steht geschrieben:

Grosmutig der Lowe den traken felt
Wie Christ den Satan, todt und weldt.

Apocal. 5. Cap.

Was hat das Bild zu bedeuten? Es enthält in eigenenthümlicher Darstellung ein Stück aus dem Leben Leo Wassmanns, der 1572 als erwählter Prediger von St. Stephani nach Bremen kam. Im Jahre 1580 wollte der Erzbischof Heinrich seinen Einzug in Bremens Mauern halten, um sich vom Rathe huldigen zu lassen; der Roland auf dem Markte wurde vergoldet, die Kirchen geschmückt. Zur festgesetzten Zeit traf der bischöfliche Zug, 500 Reiter stark, ein, die bewaffneten Bürger bildeten Spalier, im Dom hielt der Hofprediger Ratingius die Huldigungspredigt.

Dieser pomphafe Einzug war aber nicht nach Leo Wassmanns Geschmack; er besteigt des folgenden Tages seine Kanzel und donnert eine heftige Philippika gegen den Erzbischof. Schnell

werden diejen die starken Ausfälle hinterbracht, er beschwert sich beim Rath. Leo Wasmann wird auf sechs Wochen vom Amt suspendirt und soll dann in seiner ersten Predigt widerufen; die Kirche ist überfüllt, aber vom Widerruf drang nichts über des tapferen Kämpfers Lippen. „Was wird geschehen?“ fragte man sich. Der Erzbischof war längst wieder abgereist, eine Deputation begab sich zu ihm nach Verden mit der Bitte, „Seiner Gnaden möchten die fürstliche Lindigkeit über die menschliche Schwachheit präponderiren lassen.“ Und das Herz Heinrichs wurde durch solche Vorstellung erweicht, Leo Wasmann durfte im Amte bleiben. Aus Dankbarkeit für seine bewiesene Tapferkeit baute ihm die Gemeinde ein neues Pfarrhaus und brachte oben am Giebel das Reliefbild an.

Gehen wir in östlicher Richtung an dem etwas verfallenen St. Stephaniwittwenhause vorüber, dann sehen wir bald vor einem in hübschen Formen ausgeführten Bau; es ist das Mannhaus. Diese Stiftung entstand im Jahre 1678 durch Schenkung eines Hauses in der Nähe des städtischen Armenhauses.

Später, ums Jahr 1830, wurde ein passendes Grundstück auf St. Stephanikirchhof erworben und ein Haus erbaut, in welchem sich Wohnungen für zwölf Männer befinden. Die Inwohner müssen Bremer Bürger sein und haben ein Einkaufsgeld zu entrichten. Wer mit 50 Jahren eintreten will, zahlt 1500 Thlr.; je höher das Lebensalter, je geringer ist die Einkaufssumme, bei einem Alter von 75 Jahren beträgt sie 650 Thlr.; mit den Zinsen eines Kapitals von etwa 30,000 Thlr., von Verschiedenen im Laufe der Jahre geschenkt, werden die Mehrbedürfnisse des Hauses befritten. Jeder Bewohner hat ein Wohnzimmer nebst Schlafkammer; die Hauptmahlzeiten werden gemeinschaftlich eingenommen, die reichlich und nach gutem bürgerlichen Zuschnitt beschaffen sein müssen. Hinter dem Hause befindet sich ein großer Garten mit verschiedenen Ruheplätzen. Früher bestanden für die Mannhäuser eigenthümliche Verordnungen; es heißt z. B. darin: Sie sollen zu allen Zeiten dem öffentlichen Gottesdienst in der St. Stephanikirche beiwohnen, wie nicht weniger denen catechisationibus und den Vespunden, es wäre denn, daß sie es Schwachheit halber nicht vermöchten. Alle Morgen und Abend soll einer unter ihnen nach einer vorgeschriebenen Formel öffentlich beten und ein Kapitel aus der Bibel lesen, desgleichen soll vor und nach der Mahlzeit öffentlich und laut gebetet und Gott gedanket werden.

Diese Verordnungen sind durch andere in neuerer Zeit ersetzt. Die alten Herren fühlen sich sehr wohl in ihren Räumen und erreichen meist ein hohes Alter.

Vom Mannhause wenden wir uns südlich und sehen bald vor der alten Stephanikirche. Im zwölften Jahrhundert erbaut, hat sie aber im Laufe der Zeiten eine große Umwandlung erfahren. Der Chor im romanischen Stil bildet wahrscheinlich den ältesten Theil des Gotteshauses und war bestimmt, der Abschluß eines Basilikenbaues mit hohem Mittel- und Kreuzschiff und zwei niedrigen Seitenschiffen zu werden, deren Westfacade von zwei Thürmen flankirt werden sollte; nur der südliche Thurm gelangte zum Ausbau, die jetzige Thurmspitze stammt aus dem Jahre 1856 und will nicht recht in ihrer schlanken gothischen Form zu dem massiven Unterbau passen. Das Innere der Kirche ist mit Ausnahme des Chors, das recht hübsche bunte Fenster und einen in Marmor ausgeführten Altar von Steinhäuser in Rom enthält, völlig schmucklos. Eine 1823 ausgeführte Restauration ist sehr geschmacklos ausgefallen. Bald nach Einführung der Reformation wurde ein bedeutender Schmuck der St. Stephanikirche, silberne und goldene Monstranzen, Sacramentshäuschen u. s. w. „den Herren von der Münze“ zum Einschmelzen übergeben, ebenso wurden viele Bildwerke deutschen Kunststiles in jener Zeit vernichtet. An der Außenmauer der Kirche sind zwei charakteristische Epitaphien aus dem Jahre 1560; das eine hat folgende Unterschrift:

Hir schilt jederman lyck
unde recht,
Hir ligt herre, frouwe, maget
unde knecht,
Gelerde unde kinder liggen
ock hirby,
Duncket dy dat underschet
der personen sy,
So kum unde schove se
alle wol an
Unde segge, welker is de
beste darvan.
Das andere gießt

in der Weise damaliger Zeit den Spott der Todten über die Lebenden aus:

Wat ick was, dat bis du,
Wat ick bin, dat wars du,
Hodie mihi, eras tibi.

Nicht wahr, der St. Stephanikirchhof ist ein beachtenswerthes Stück der freien Hansestadt Bremen, und es war nicht zu viel gesagt, wenn wir zu Anfang dieses Artikels behaupteten, daß sich anderswo selten die Stätten der Barmherzigkeit so nahe an einander gerückt fänden?

Am Familientische.

Auf dem Meeresgrund beim „Großen Kurfürst“.

(Zu dem Bilde auf S. 825.)

„Da unten aber ist's fürchterlich“ — dies Wort aus Schillers „Taucher“ beschäftigen auch die von der deutschen Admiralität nach Hollande gesandten Taucher, welche das unglückliche auf dem Meeresboden ruhende Schiff untersuchen haben. Bei muthigem Wetter war es den Leuten nicht möglich, unter der Meeresfläche zu arbeiten, sie mußten

daher ruhige See abwarten, und diese trat erst Ende Juli und Anfang August ein, also etwa zwei Monate nach dem Untergange des Fahrzeuges. Die Taucher konstatarren, daß das Schiff vollständig mit dem Kiel nach oben lag; der Klüverbaum war gebrochen und alles lag wüst durcheinander, so daß es unmöglich war, viel im Schiffe herumzusehen, da das zerstreute wirre Tafelwerk zu leicht den Schlauch erlastet und eingeklemmt haben würde, welcher den Tauchern Luft zuführt. Im



St. Stephanigemeindehaus in Bremen.

allgemeinen zeigte sich der Boden des Schiffes noch gut, nur der furchtbare Miß, den ihm der Sporn des König Wilhelm" geschlagen, klappte den Tauchern gähmend entgegen; er ist 7 Fuß lang und an der breitesten Stelle 26 Zoll breit.

Wie bekannt ist nur ein Theil der Leichen der mit dem „Großen Kurfürst“ untergegangenen Brauen bisher aufgefunden worden. Viele befinden sich noch im Schiffe, festgehalten durch das Tauwerk, eingesenkt von Eisenketten — nun eine Beute der Fische. „Es war ein schauervoller unheimlicher Anblick,“ erzählt ein Taucher, „da unten von hundertn von Fischen umspielt zu sein. Als ich beim Schiffe noch auf den Grund des Meeres ging, entdeckte ich drei Leichen, und obwohl ich nicht jaghafter Natur bin, wurde mir bei dem Anblicke derselben doch fast unwohl. Wachte ich mich doch, hier in dieser schauerlichen Tiefe, nur von Fischen umspielt, ganz allein, fern von der Welt der Menschen, nur unter Leichen. Es war mir, als wolle ich in einem Grabe, als sei ich selbst lebendig begraben. Aber nur einen kurzen Moment wahrte die Jaghaftigkeit. Ich dachte an meine Pflicht, sah mir Noth und ging auf eine der Leichen zu. Es war ein Matrose, ein noch junges Blut, dessen entstelltes Gesicht mir hier mit schon erschauernben Augen entgegenstarrte. Der Unglückselige hielt eine Fingerringe unter dem Arme, die er wohl noch im Todeskampfe gefaßt, um sich zu retten. Ich befestigte eine Leine um seinen Leib und stieg nun nach oben, wo ich die Leine Fischern übergab, welche daran den Leichnam hoben, dem nun ein ehrliches Begräbniß zu Theil wurde.“

Der Monarch von Venezuela.

Monarch? In einer Republik? Nun ja, in den südamerikanischen Freistaaten kommt es gar nicht so genau darauf an; der Präsident ist dort oft weit absoluter als der Kaiser von Rußland, und die konstitutionellen Machtbefugnisse der übrigen europäischen Herrscher sind ein Schatten gegen die Nachtschatten eines venezuelanischen Diktators. Unsere Leser erinnern sich vielleicht noch der „Reisebriefe vom deutschen Gesandten“, in welchen der Verfasser erzählt, wie er vom Präsidenten jener Republik in einem lampigen und schmutzigen Saale empfangen wurde, der zerrißene und abgetretene Teppiche, flebrige Divans, besetzte und von Gewehrflügeln zerrißene Wände hatte. Guzman Blanco, so hieß der Präsident, ist jetzt vor kurzem durch einen andern Herrscher ersetzt worden. Der alte aber hat eine so interessante Lebensgeschichte aufzuweisen, daß wir dieselbe hier nach den Mittheilungen des Dr. Sachs erzählen wollen.

Guzman Blanco war ein venezuelanischer Kulturkämpfer, und er ist deshalb auch in deutschen Zeitungen belobt worden. Der Streit, den er mit der Kirche hatte, verdante jedoch seine Entstehung nur einem rein persönlichen Zerwürfniß zwischen Guzman und dem Erzbischof Silvestre von Caracas. Der letztere mußte das Land verlassen, und da der päpstliche Stuhl anfangs diese Respektswidrigkeit sehr übel anzunehmen schien, legte Guzman dem servilen Kongreß eine Reihe der freiesten Gesetze vor, welche dem Einfluß des Klerus in Venezuela für immer zu brechen bestimmt schienen. Die Gesetze fanden im Lande nicht den geringsten Widerspruch, da das Volk in religiösen Dingen ziemlich indifferent ist. Unter diesen Umständen gab Rom schließlich nach und ernannte einen andern Erzbischof. Da Guzman es ebenfalls vortheilhaft fand, Frieden zu schließen, wurden jene Gesetze, welche in der liberalen Presse Deutschlands so viel Beifall fanden, einfach wieder aufgehoben.

Dieser Kulturkämpfer war unter der Regierung des ehemaligen Präsidenten Falcon, welcher die Partei der „Gelben“ repräsentirte, einer der hervorragenden Armeekommandanten. Als im Jahre 1868 die Herrschaft der „Gelben“ durch eine Coalition aller regierungsfeindlichen Elemente, welche als Abzeichen die blaue Cocarde annahm, gestürzt wurde, und der alte Monarch, dessen Name die Erinnerung an eine Periode schlimmer Tyrannei in der Geschichte Venezuelas wachruft, aus Ruher kam, sah sich Guzman zur Luthigkeit verurtheilt. Die zur Herrschaft gelangte Partei entwickelte jedoch eine solche Unfähigkeit, daß Guzman vorschlug, man möge nur ihn zum Präsidenten wählen, dann solle alles besser werden.

Um einflußreiche Personen zu gewinnen, veranstaltete er 1869 einen großen Ball, wobei eine Unterredung über die politische Lage stattfinden sollte. Die am Ruder befindlichen Leute erhielten jedoch Kunde von der Sache und hefteten den Pöbel gegen das Ballhaus, das Fest wurde schmächtig gestört, und nur mit Lebensgefahr entkam Guzman unter dem Schutze des deutschen Consuls. Aber schon im nächsten Jahre landete er wieder und zog mit einem schnell amwachsenden Heere gegen die Hauptstadt, wobei er die Kampfthat des ihn begleitenden Geinbels dadurch ansahelte, daß er denselben eine Plünderung von Caracas versprach. Sein Unternehmen glückte, er schwang sich zum Diktator auf und verstand es, als solcher dem durch Revolutionen zerrütteten Lande wenigstens Ruhe, wenn auch die Ruhe der Erschöpfung zu sichern, so daß Handel und Wandel zu blühen begannen.

Der „berühmte Amerikaner“, wie Guzman von nun an sich nannte, wurde jetzt ruhmestoll. In der amtlichen Zeitung ließ er sich förmlich vergöttern, und als „Regenerador“ preisen. Die unter seiner persönlichen Leitung stehende „Opinion Nacional“ brachte Artikel, in denen er in eine Reihe mit Moses, Napoleon I. und Washington gestellt wurde. Das schamloseste leistete jedoch ein Literat, der eine ganz erriehliche Vergleichung zwischen Guzman und Jesus Christus anstellte und zu dem Resultate kam, Christus sei zwar der größte Wohltäter der Menschheit gewesen, aber unmittelbar hinter ihn an Werth und Bedeutung sei Guzman zu stellen!

Um die Tollheit voll zu machen, ließ Guzman Blanco sich während seiner Herrschaft in Caracas gleich zwei Bronzestatuen, außerdem noch verschiedene andere in den Provinzialstädten errichten. In einem Lande, wo derjenige Theil der Staatsinnahmen, welcher wirklich im Interesse des Staats verwendet wird, auch nicht zu den notwendigsten Dingen ausreicht, zwei kostspielige Standbilder eines und desselben noch lebenden Mannes in einer Stadt! Die Venezuelaner ließen sich das ruhig gefallen, wählten aber doch, als vor kurzem die Präsidentschaftsperiode Guzmans zu Ende ging, nicht ihn wieder, sondern den General Ricamara.

Inhalt: Im Schatten erblickt. (Schluß.) Von Germania. — Vierundzwanzig Stunden Strohwitwer. Nimmerost von K. St. — Auf St. Stephanikirchhof. Ein Stück aus der Kirchengeschichte und der Geschichte der Barmerzeit einer alten Hansestadt. Von V. Tiesmeyer. Mit zwei Abbildungen: Das Haus zu den sieben Rosen in Bremen und St. Stephanigemeindehaus in Bremen. — Am Pantliemische: Auf dem Meeresgrund beim „Großen Kurfürst“. Zu dem Bilde: Taucher beim Braud des „Großen Kurfürsten“ von Kob. Hgms. — Der Monarch von Venezuela.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer beginnt der XV. Jahrgang des Daheim. Wir ersuchen unsere geehrten Leser, das Abonnement, besonders das bei der Post, rechtzeitig erneuern zu wollen, damit keine Unterbrechung in der Zusendung eintreten kann.

Den XV. Jahrgang eröffnet ein trefflicher Roman von M. Gerhard: „Geächtet“. Der Verfasser ist unseren Lesern noch unbekannt, wir glauben aber mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß dieselben uns für die Vermittlung dieser Bekanntschaft dankbar sein werden. Wir werden sodann zwei große Romane von E. Hartner, v. Verf. von „Ein Kind des Reichthums“, und von dem unseren Lesern wohlbekannten alten Mitarbeiter des Daheim, Georg Hittl: „Ein Duell unter Kobespierre“ veröffentlichen. Außerdem werden wir kleinere Erzählungen von Viktor von Strauß, W. von Dänheim, Sophie Junghaus, Wolfgang Menzel u. a. m. bringen.

Ueber die Artikel können wir jetzt natürlich noch keine Auskunft geben. Es genügt wohl die Versicherung, daß Rudolf Kögel, Wilhelm Herbst, Wilhelm Baur, Franz Deligisch, Karl Gerot, H. Engelke, M. Allihn, Karl Stieler, W. v. Dänheim, Julius Stinde und andere alte bewährte Mitarbeiter des Daheim uns Treffliches zugesagt haben. Gestügt auf solche Hilfe glauben wir unseren Lesern versichern zu können, daß der XV. Jahrgang des Daheim denselben viel Schönes und Erfreuliches wird bieten können, und rufen ihnen ein frohes: „Auf Wiedersehen!“ zu.

Die Redaktion und Expedition des Daheim
in Leipzig.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Verlagsgeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Fantentus in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Daheim-Expedition (Felsbagen & Klasing) in Leipzig. Druck von P. G. Freundner in Leipzig.

Daheim-Beilage zu No. 52. 1878.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode
bringt als Vertreter des Reichskanzlers im Reichstage die Socialistenvorlage ein. 16. September 1878.
Nach dem Leben.

Staa minister Graf zu Stolberg-Bernigerode.

Bei der Eröffnung des Reichstages trat Graf Otto zu Stolberg-Bernigerode sein Amt als Stellvertreter des Reichskanzlers und Vizepräsident des Staatsministeriums an, wir erfüllen daher nur unsere Pflicht, wenn wir sein Bild den Lesern unseres Blattes vorführen. Es ist das eine sehr angenehme Pflicht. Hat schon die seine im besten Sinne des Wortes aristokratische Erscheinung des Grafen, wie die Oppositionsblätter beweisen, auch auf seine Gegner einen tiefen Eindruck gemacht so ist sie uns doch ganz besonders lieb, denn der Graf ist allezeit ein muthiger und standhafter Bekämpfer unseres Christenglaubens gewesen.

Graf Stolberg ist im Staatsdienst kein Neuling und er hat sich in

allen den schwierigen Stellungen, die er nacheinander einnahm, immer als ein ebenso charaktervoller wie gemäßigter Mann erwiesen. So wurde denn seine Ernennung zum Stellvertreter des Reichskanzlers allseitig als eine glückliche und erfreuliche Wahl empfunden.

Wir bringen heute nur das Bild des Grafen in der Beilage, wir glauben aber unsere Leser zu erfreuen, wenn wir demnächst auch einen ausführlichen biographischen Artikel von berufener Hand über ihn veröffentlichen werden.

Dem Grafen selbst aber geben wir ein herzlichliches: Mit Gott! mit auf den neuen Lebensweg.

D. R.

Aus dem Publikum — für das Publikum.

Sie müssen einen Spezialisten kommen lassen.

Sie müssen einen Spezialisten kommen lassen.

Meinen Sie, Herr Doctor?

Der Doctor blühte aufmerksam auf die Nagel seiner linken Hand, fuhr dann mit dem Daumen über sie weg, als ob sie behaucht wären und sagte: Sie werden mir selbst zugeben, daß wir unrecht handelten, wenn wir von dem glücklichen Umstände, daß wir in einer Stadt leben, die über einen ausgezeichneten Spezialisten für Krankheiten der Gehörorgane verfügt, keinen Gebrauch machen wollten. Herr Professor Birkhauer ist eine so ausgezeichnete Kraft und dabei eine so liebenswürdige Persönlichkeit, daß es ein Verhängen sein muß, sich von ihm behandeln zu lassen. Ich bin überzeugt, daß Ihre Frau Tante mit ihm sehr zufrieden sein wird. Gehr.

Besten Dank. Ich werde ihn sofort her bitten lassen.

Der Doctor ging und ich begab mich zu meiner Tante. Diese wollte vom Herrn Professor durchaus nichts wissen. Ich versichere Dir, sagte sie eifrig, daß es sich um ganz gewöhnliche Ohrenschmerzen handelt und ich begreife nicht, warum der Doctor mir nicht einfach irgend ein schmerzstillendes Mittel verschreibt.

Ich bemühte mich der alten Dame auseinander zu setzen, daß wir unrecht hätten, von der Gelegenheit, einen so tüchtigen Spezialisten zu consultiren, keinen Gebrauch zu machen, betonte, daß man ja nie wissen könne, ob es sich nicht um den Anfang einer ernstlichen Krankheit der Gehörorgane handele und schrieb dann an Herrn Professor Birkhauer.

Am Nachmittag kam er. Es war ein noch junger, schlanker Mann, mit einer in Gold gefassten Brille — die er bisweilen etwas vordrückt und einen spärlichen blonden Schnurrbartigen, an dem er mitunter zauselt. Er betrachtete das kranke Ohr aufmerksam, ließ sich genau beschreiben, seit wann, wie und wo der Schmerz eingetreten war und meinte darauf: Nun, wir wollen ihn schon wegschaffen. Ich will etwas verordnen. Er theilte mir Johann, während er an meinem Schreibtisch ein Rezept schrieb, mit, daß es sich zwar wahrscheinlich nur um eine vorübergehende Entzündung handele, daß andererseits aber auch eine Affektion des Trommelfells nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liege. Er setzte mir, um mir einen Einblick in diese Möglichkeit zu gewähren, wie er sagte, die künstliche Organisation der Gehörorgane auseinander, empfahl mir für den Fall, daß das Schlimmste eintreten und meine Tante das Gehör auf dem einen Ohr verlieren sollte, mich als Mann und Christ in das Unvermeidliche zu fügen und ging dann.

Glücklicherweise konnte er am folgenden Tage constatiren, daß meine Tante vollständig hergestellt sei. Sehen Sie — that ich nicht gut, einen Spezialisten kommen zu lassen? fragte unser Hausarzt.

Ich unterdrückte die in mir aufsteigenden Zweifel, sagte: gewiß und schickte dem Herrn Professor 10 Mark.

Nach einigen Tagen schlug das Wetter plötzlich um, ich mußte bei schneidendem Winde ohne Paletot nach Hause gehen und bezahlte das mit heftigen Halschmerzen. Der Doctor kam, führte mich an's Fenster, sah mir in den Hals und schüttelte dann den Kopf. Der Hals ist stark entzündet, sagte er. Ich glaube, wir thäten gut, den Rath des Herrn Sanitätsrath Schreiber zu erbitten.

Sollte das nöthig sein, Herr Doctor? Es liegt doch gewiß nur eine einfache Entzündung vor.

Der Doctor zuckte die Achseln. Bester Herr Müller, sagte er, es kann ja sein, daß es sich nur um eine Entzündung handelt, aber mit dem Hals ist nicht zu spaßen. Ich meinedrtheils würde es für nicht richtig halten, wenn wir die Gelegenheit, das Urtheil eines so ausgezeichneten Sachverständigen wie des Herrn Sanitätsrath Schreiber zu vernachlässigen, nicht benutzten.

Ich schrieb also an den Herrn Sanitätsrath. Dieser war ein stattlicher Herr mit einem respectablen Büscheln und einem Zettlanß, der ihm im Haden über den Herdenfragen quoll. Haupthaar und Bart waren weiß, aber das Gesicht frisch und roth wie das eines Landmannes.

Guten Morgen, Herr Doctor, rief er beim Eintreten so jubelnd, als ob wir alte Freunde wären, die sich nach langer Trennung wieder sehen. Ra? Ist nicht alles in Ordnung? Wo fehlt es denn? Im Halse? Ra, immer heran, Männchen, wie die Köchin zum Hahn sagte, als sie ihm die Gurgel durchschnitt. Ra, sperren Sie einmal den Schnabel auf. So. Thut es hier weh? Nicht? Aber hier? Auch nicht? Ra, du liebes Herrgöttele von Wiberach, mit dem was noch bleibt, wollen wir schon fertig werden. Hoho! Wollen wir? Nicht? Hoho.

Damit schlug er mir dert auf die Schulter und begab sich dann in mein Zimmer. Ich muß Ihnen doch sagen, wo der Hase im Pfeffer liegt, meinte er hier, indem er vor meinem Schreibtisch Platz nahm. Und nun folgte eine Auseinandersetzung über die Schleimhäute und ihre Bedeutung für die Athmungsorgane.

Am dritten Tage war mein Hals gesund. Ja, man thut doch gut, den Spezialisten rechtzeitig holen zu lassen, meinte unser Hausarzt. Ich schrieb und schickte dem Herrn Sanitätsrath 10 Mark.

Meine Tante ist in der Regel sehr maßig, aber ein Gerücht — Erdbeeren nämlich — ist ihr über. Ich bin deshalb immer froh, wenn die Erdbeerzeit vorüber ist, denn da geht es selten ohne Abijection ab. So war es auch heuer. Der Doctor kam, schüttelte den Kopf und rief, den Geheimrath

Schröder kommen zu lassen. Es herrscht viel Ruhr in der Stadt, sagte er und man kann doch nicht wissen. Der Geheimrath ist zwar ein arger Grobian, aber zugleich eine der ersten Autoritäten auf diesem Gebiet. Ich halte es übrigens für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie ihm ein höheres Honorar schicken müssen als anderen. Er ist ein großes Thier.

Meine Tante wollte von dem Geheimrath nichts wissen, der Doctor hatte mich aber durch seinen Hinweis auf die Ruhr epidemie so erschreckt, daß ich nach ihm schickte. Er war ein kleiner, fähig gebauter Mann, fast ebenso breit als hoch, jeder Hohl Kussel. Er trug einen Amerikanerbart, hielt die Hände beständig in seinen überaus tiefen Hosentaschen und hatte einen schaukelnden Gang. Er alich mit einem Wort dem Kapitän eines Ballschiffes, sahers so sehr, wie ein ein dem anderen.

Als er eintrat, nickte er mir verächtlich zu und knurrte dann: Wer ist denn hier krank?

Ich erzählte nun von meiner Tante und sagte, daß ich ihn nicht belästigt hätte, wenn ich nicht durch die Nachricht von der Ruhr epidemie erschreckt worden wäre.

Ich, was Ruhr epidemie, sagte er, Unfuss. Wer sagt, daß wir eine Ruhr epidemie haben, ist ein Mödsinniger. Wozu erzählen Sie mir überhaupt von Ihrer Tante? Sie verstehen ja doch nichts davon. Willen Sie sich denn ein, daß ich auf Ihr Gerücht hin eine Diagnose stellen kann? Führen Sie mich zu der Alten.

Wardon, Herr Geheimrath, rief ich mit überlaufender Galle, es handelt sich nicht um eine „Alte“, sondern um Frau Fischer, meine Tante.

Na, meinethwegen. Führen Sie mich also zu Frau Fischer.

Als wir das Krankenzimmer verließen, knurrte der Alte: Wer ist denn Ihr Hausarzt?

Doctor Stiller.

Na, sagen Sie ihm, daß er ein Narr ist. In diesem Fall von Ruhr zu sprechen ist ein blödsinniger Unfuss. Ueberfreffen hat sich die alte Frau. Lassen Sie sie ein Paar Tage im Bett bleiben und hungern, daß ihr die Schwarte knat.

Damit ging er. Ich meinedrtheils schickte ihm 50 Mark und übermittelte dann seinen Auspruch, so weit derselbe sich wiedergeben ließ, an unseren Hausarzt. Sehen Sie, sagte dieser, hatte ich nicht recht, den Geheimrath kommen zu lassen? Jetzt wissen wir ganz gewiß, woran wir sind.

Eine Krankheit kommt bekanntlich nie allein. Meine Tante hatte kaum das Bett verlassen, als ihr, während sie in der Küche mit einem Laib Brod handirte, das Messer ausglitt und ihr in den Ballen der linken Hand fuhr. Der Doctor kam, verband die Wunde und meinte dann: Wir wollen doch Dr. Kuttner schicken. Es ist das ein noch junger, aber sehr bedeutender Mann, der sich neuerdings als Privatdocent an der Universität habilitirt hat. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber in diesem Jahr nehmen die Verwundungen leicht einen gefährlichen Verlauf.

Wir protestirten. Meine Tante laut und energisch, ich schüchtern. Aber es half nichts. So kam denn der Herr.

Es war ein auffallend schöner junger Mann mit den schönsten, melangolischen blauen Augen, die ich je gesehen habe, einem überaus sympathischen Organ und den sanftesten Manieren. Er war sehr elegant gekleidet und seine Wäsche sah immer so aus, als käme sie eben aus dem Laden. Er eruchte mich, meine Tante von seinem Eintreffen zu benachrichtigen — damit sie nicht erschröke — und bat mich dann, ihn der gnädigen Frau vorzustellen. Er eröffnete die Bekanntschaft mit der Mittheilung, daß in diesem Sommer alle Verwundungen einen ganz besonders glücklichen Verlauf nahmen — daß man sich gewissermaßen gratuliren könne, in einem solchen Sommer eine Verwundung erlitten zu haben — und entfernte mit der äußersten Vorsicht den Verband. Er machte dann allerdings ein sehr bedenkliches Gesicht. Er kam darauf 14 Tage lang täglich zweimal, zuletzt nur um sich zu überzeugen, „ob die Wunde denn auch wirklich ganz vernarbt sei.“ Ich schickte ihm schließlich 100 Mark.

Das Jahr war ein rechttes Krankenjahr. Unserer Köchin lag ein Steinchen in's Auge und dieses mußte von Herrn Professor Biernack behandelt werden (10 Mark); das Stubenmädchen trat sich einen Splinter in den Fuß und dieser mußte von Herrn Dr. Bergmayer entfernt werden (10 Mark); eine kleine Nichte, die uns besuchte, bekam bei uns die Masern. Sie wurden von dem vorzüglichen Kinderarzt Dr. Thalmüller behandelt (90 Mark).

An dem Tage, an dem ich unserem Hausarzt sein Jahreshonorar zugeschiedt hatte, kam Gustav und ich klagte ihm mein Leid. Wozu, fragte ich, hat man denn einen Hausarzt, wenn man doch wegen jeden Unwohlseins zum Spezialisten schicken muß.

Nun, meinte Gustav, die Aufgabe des Hausarztes ist es ja eben, Dir anzugeben, an wen Du Dich zu wenden hast.

Meine Tante wollte davon nichts wissen. Sie behauptete, man sei bei dem alten lieben Hausarzt, der selbst behandelte, der alle Familienmitglieder genau kannte und ein Freund des Hauses war, ungleich besser gefahren. Sie wurden auch damals gesund, sagte sie, und man hörte nicht stets das abfuehliche: „Sie müssen einen Spezialisten kommen lassen.“

Friedrich Wilhelm Müller.

Landes- u. Hochschulschreibet
Pöbdom